



Sozialgeschichte von Partnerschaften und das World Wide Web
Tilmann Walter

Liebe per Mausklick? Chancen und Risiken der Partnerwahl im Internet
Nicola Döring

Beziehungsdauer und Leidenschaft
Gunter Schmidt, Silja Matthiesen

Wenn die Dreisamkeit die Zweisamkeit bedroht: Bedeutet Elternschaft zwangsläufig das Ende für die romantische Liebe?
Esther Perel

Männer heute: Geschlechteridentitäten und Verhaltensmuster. Zentrale Ergebnisse einer Repräsentativbefragung
Marc Calmbach, Carsten Wippermann, Katja Wippermann

Was hält Paare zusammen? Liebe und Partnerschaft aus therapeutischer Sicht
Astrid Riehl-Emde

Miteinander gehen – Paarbeziehungen Jugendlicher
Melanie Größ, Eva-Verena Wendt

Das Lebenspartnerschaftsgesetz: Volle Gleichstellung oder Stückwerk?
Claus Nachtwey

Partnerschaft

Wie sich Liebesbeziehungen, Partnerschaft und Sexualität unter dem Einfluss des Internets verändern (könnten), welche Möglichkeiten des Kennenlernens dieses Medium überhaupt bietet und wie sie genutzt werden, ist ein Schwerpunkt, unter dem wir das Thema »Partnerschaft« in diesem *Forum* betrachten.

Der Medizinhistoriker Tilmann Walter stellt Überlegungen zum sozialgeschichtlichen Wandel von Liebe und Sexualität seit der frühen Neuzeit an und zeigt auch, dass die Verfügbarkeit von Pornografie im Netz die Sexualmoralvorstellungen innerhalb von zwei Jahrzehnten einschneidend verändert hat, während die den Beziehungen zugrunde liegenden Wertvorstellungen sich erstaunlich konstant zeigen.

Nicola Döring, die sich bei ihren Forschungsprojekten intensiv mit der Sozialpsychologie des Internets befasst, skizziert in ihrem Text eingehend die Charakteristika, Chancen und Risiken der Beziehungsanbahnung im Netz.

Die spannende Frage, wie sich Emotionalität und sexuelle Aktivität in langjährigen Beziehungen verändern und ob die Dauer der Partnerschaft oder das Alter der Paare in dieser Hinsicht ausschlaggebend ist, erläutern Silja Matthiesen und Gunter Schmidt aufgrund einer Studie mit 30-, 45- und 60-jährigen Frauen und Männern.

Esther Perel, Familien- und Paartherapeutin aus New York, schreibt anhand vieler Beispiele aus ihrer Praxis kenntnisreich über Veränderungen der Sexualität junger Eltern und über Chancen, das Erotische mit dem Elternsein zu versöhnen.

Eine repräsentative Studie im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) befasst sich mit Männerbildern, männlichen Einstellungen und Verhaltensweisen in Bezug auf Mithilfe bei Hausarbeit und Kinderbetreuung.

»Was hält Paare zusammen?« fragt die Paartherapeutin Astrid Riehl-Emde. Sie plädiert dafür, der Liebe eines Paares in der Therapie mehr Beachtung zu schenken. Was Liebe ist und wie sich über sie reden lässt, ist Gegenstand dieses Beitrags.

Unsere Autorinnen Melanie Größ und Eva-Verena Wendt haben sich eingehend mit Paarbeziehungen von Jugendlichen beschäftigt. Sie berichten über alterstypische Phasen von Partnerschaft, des Erlebens erster Beziehungen und Problempotenziale von Liebesgeschichten im Jugendalter.

Claus Nachtwey, Referent für Gleichgeschlechtliche Lebensweisen bei der Senatsverwaltung Berlin, schildert Entwicklung, Inhalt und Bedeutung des Lebenspartnerschaftsgesetzes, das 2001 in Deutschland in Kraft getreten ist.

Ihre Redaktion

Sozialgeschichte von Partnerschaften und das World Wide Web

In diesem Beitrag wird die Sozialgeschichte von Partnerschaft und Sexualität unter dem Einfluss der rasanten Veränderungen des Mediensektors untersucht: Tilmann Walters Bezüge reichen zurück bis in die frühe Neuzeit, einen Schwerpunkt bildet jedoch der soziale Wandel der vergangenen 20 Jahre, bezogen auf das Internet und die dort verbreiteten sexuellen und pornografischen Inhalte.

Für Historikerinnen und Historiker steht üblicherweise außer Frage, dass Medien, insbesondere neu hinzukommende Medien, die soziale Umwelt verändern. Offen bleibt, wie genau und mit welchem Grad an Nachhaltigkeit sie das tun. Das World Wide Web hat in den letzten zwei Jahrzehnten für eine immens gewachsene Verbreitung sexueller Inhalte, häufig pornografischen Charakters, gesorgt. (Am 22. 5. 2009 erbrachte eine Eingabe des Suchworts »Sex« bei Google in 0,09 Sekunden 776.000.000 Treffer.) Auch wenn gesicherte Daten zu Rezeption und sozialer Akzeptanz solcher Inhalte des Mediums bloß in Ansätzen vorliegen (vgl. BUNDESZENTRALE FÜR GESUNDHEITLICHE AUFKLÄRUNG 2009), wirkt allein die Geschwindigkeit und soziale Dynamik dieses Wandels dramatisch: Erst im Jahr 1973 wurde in der Bundesrepublik das generelle Verbot »unzüchtiger« Schriften im Strafgesetz getilgt, Jugendlichen bleibt nach § 184 StGB der Zugang zu Pornografie im Sinne des Jugendschutzes bis heute grundsätzlich verwehrt (vgl. WALTHER 2003). Sex-Shops, Bahnhofskinos und Erotikversandhäuser, die den Vertrieb erledigten, waren in einer gesellschaftlichen Randzone zu finden, was den »schmutzigen« Reiz vielleicht noch erhöht hat. Vor allem war derartige Material nicht gerade billig: So kosteten Sex-Videos Anfang der 1980er-Jahre über 100 D-Mark. Noch restriktiver stellte sich die Situation bis zuletzt in der DDR dar: Im Osten war *Das Magazin* das einzige offizielle Medium, das regelmäßig Nacktfotos in überschaubarer Zahl darbot, Erotika mit künstlerischem Anstrich wurden für Hunderte Ost-Mark gehandelt (vgl. *Die nackte Republik* 1993). Diese Umstände wird man sich vergegenwärtigen müssen, wenn heute im Internet Millionen einschlägiger Dateien kostenlos abrufbar sind und zugleich kaum funktionierende Zugangsbeschränkungen existieren.

Wenn, wie dies hier geschehen soll, das Problem der mutmaßlichen sozialen Folgen einer solchen medialen Veränderung aufgeworfen wird, lässt sich zugespitzt fragen: Markiert das Entstehen eines weltweiten Datennetzes (mit dem wir mehrheitlich noch keine 20 Jahre umgehen) den Beginn einer neuen kommunikativen Epoche, oder hat man es lediglich mit einer Abwandlung der »Gutenberg-Galaxis« (MARSHALL McLUHAN) zu tun? Mit diesem Schlagwort werden der epochemachende Siegeszug der Schriftlichkeit, der um 1450 durch den Buchdruck eingeleitet wurde, und

die seither beständig gewachsene Bedeutung von Medien als Informations- und Erinnerungsträger angesprochen.

Pornografie hat (im Einklang mit der generell liberaleren Einstellung in Fragen der Sexualmoral, die seit den 1960er-Jahren zunehmend Verbreitung gefunden hat) den Trend verstärkt, dass sexuelle Verhaltensweisen, die entsprechend den um 1900 im Bürgertum herrschenden Maßstäben als moralisch falsch oder »pervers« galten, mehr und mehr von diesem moralischen Malus befreit wurden. (Als »perverses« Verhalten galt dabei alles, was jenseits von Ehelichkeit, Koitus und potenzieller Fertilität angesiedelt ist.) Masturbation wurde, entsprechend der Vorstellung, dass Sex in einem sozialen Miteinander stattfinden sollte, lange als für die Individuen und das Kollektiv gefährlich betrachtet. Da sich das pornografisch ausgelöste Begehren fast ausschließlich visueller (in Begleitung bewegter Bilder auch auditiver) Eindrücke bedient, haben Sexualwissenschaftlerinnen und Sexualwissenschaftler es bis in die jüngste Zeit als »Prothesensex« und Pornografie als »Dienst am sexuellen Elend« abqualifiziert (SIGUSCH 2000, S. 232, 242). Wohlwollender formuliert ermöglicht sie dem Individuum ein »risikoloses Begehren« (MITCHELL 2004, S. 140) jenseits der in Partnerschaften vorkommenden emotionalen Verpflichtungen und Gefährdungen. Empirisch wird Masturbation (die sich pornografischer Fantasiewelten als Stimuli bedienen mag) von der Mehrheit nicht mehr als bloßer Sex-Ersatz außerhalb von Partnerschaften erlebt, sondern als ein eigenes sexuelles Feld neben ihrer partnerschaftlichen Sexualität praktiziert (vgl. SCHMIDT et al. 2006, S. 115–120). Damit bietet die inzwischen weit verbreitete Pornografie, wie von SIGUSCH und anderen bemängelt wurde, zwar keinen adäquaten Ersatz für partnerschaftliche Intimität, doch umgekehrt wäre das Gleiche zu sagen.

Wer sich mit der Sozialgeschichte der Sexualität auseinandersetzt, tut gut daran, die Aufgeregtheit, die sich um sexuelle Fragen entwickeln und bis zur moralischen Panik steigern kann, nicht gar so ernst zu nehmen, wie es in öffentlichen Debatten häufig geschieht: So hat keine der um 1900 als höchst bedrohlich wahrgenommenen Erscheinungen in rebus sexualibus – seien es kindliche Masturbation, Homosexualität, in den Großstädten vermehrt auftretende Prostitution und Geschlechtskrankheiten oder die politische Forderung nach rechtlicher Gleichstellung der Frau – den

gesellschaftlichen Niedergang mit sich gebracht, den man sich davon in und außerhalb der Sexualwissenschaft (vgl. dazu SIGUSCH 2008) erwartet hat. Auch gegenüber jüngeren Phänomenen wie AIDS und (Internet-)Pornografie wird in einer sozialhistorischen Perspektive, die eher Dezennien oder Generationen in den Blick nimmt, trotz saisonal geballter Erregung Gelassenheit angezeigt sein.

Springender Punkt wäre also die Überlegung, inwieweit das Internet, die dort verbreitete Pornografie und damit die Industrie, die sie produziert, dauerhaft das sexuelle »Scripting« nennenswerter Teile der Bevölkerung übernommen hat oder übernehmen wird. Befriedigendes sexuelles Verhalten und Empfinden zu erlernen, wird in der Sexualsoziologie als ein anspruchsvoller Prozess bewertet, der vor dem Hintergrund je spezifischer kultureller und moralischer Werte und Normen einer Gesellschaft geleistet werden muss (vgl. zusammenfassend GAGNON/SIMON 2000). Heranwachsende, die früher wegen der geltenden moralischen, kulturellen und gesetzlichen Beschränkungen tendenziell »under-scripted« waren (vgl. SCHMIDT 2004, S. 323), mochten vor zwei Jahrzehnten noch dann und wann ein »schmutziges« Hefchen aus einem Abfalleimer gefischt oder unbemerkt den Schatz der Sammlung eines Familienmitglieds gehoben haben. Heute gelten sie angesichts der in den Medien dargebotenen, schier unendlichen Menge sexueller Inhalte als potenziell »overscripted«. Diese Flut an möglichen Reizen explizit oder implizit pornografischer Art zwingt die Nutzerinnen und Nutzer, entweder aktives Wegsehen einzuüben oder sich zu fragen: »Was (genau) will ich sehen?« Ein anfänglich unstrukturiertes Begehren wird so nach präferiertem Alter, Aussehen oder Behaarung seiner Objekte oder Lokalisation und Ausübungsmodi sexueller Handlungen systematisiert¹, wobei die Benutzungsoberfläche der einschlägigen Suchmaschinen die entsprechenden kognitiven Strukturen vorgibt.

Um die historischen Unterschiede hier noch ein letztes Mal stark zu machen: Vermutet werden kann, dass dem Zuwachs pornografischer Inhalte ein Bedeutungsverlust von »traditionellen«, pädagogisch ausgerichteten Zeitschriften-Ratgebern wie *Bravo* entspricht (vgl. dazu SAUERTEIG 2007; HOFFMANN 2009, S. 11). Dabei ist es freilich eine beunruhigende Vorstellung, dass, gerade bei den männlichen Heranwachsenden, statt Foto-Love-Story-kompatiblen Kuschelsex (wie ihn die *Bravo* seit Ende der 1960er-Jahre propagiert hat) als Erwartungshaltung beim »ersten Mal« jetzt Hardcore-Sex im Raum stehen könnte.²

Sozial- und sexualwissenschaftliche Zeitdiagnosen, die sich auf eine viel breitere Datenbasis stützen können, haben indes eine gegenläufige Tendenz stark gemacht: Entsprechend der (post-)modernen »Verhandlungsmoral« müsse Zulässiges und Erwünschtes in sexuellen Beziehungen, weil es immer weniger verbindlichen traditionellen Werten folgt, ständig konsensorientiert neu verhandelt werden. Längst haben die veränderten Normen des Umgangs der Geschlechter miteinander im Ende des (durch das Bürgerliche Recht) juristisch abgesicherten Herrschaftsverhältnisses zwischen ihnen Ausdruck gefunden. Da Männer und Frauen formal gleiche Rechte genießen, erscheint dieser Trend weg von (mehr oder weniger) starren früheren Geschlechterrollenmustern, deren zentrales Merkmal die Ungleichheit gewesen ist (vgl. dazu MARTIN/ZOEPFFEL 1989), so vorerst auch unumkehrbar.

Beziehungsformen wandeln sich und haben sich inzwischen auch pluralisiert. Die zugrunde liegenden Werte oder

(Wunsch-)Vorstellungen erweisen sich aber als erstaunlich konstant: Noch heute wird in Surveys mit überwältigender Häufigkeit eine stabile monogame, emotional und sexuell erfüllende Beziehung als ideal bezeichnet.³ Der Gedanke, Sexualität sollte möglichst verknüpft mit Partnerschaft, liebevoller Zuwendung und verlässlicher Versorgung auftreten, scheint mithin etwas Zeitloses an sich zu haben: Vorstellungen, die »romantische« Liebe und Dauerhaftigkeit verbinden, wird man in allen Weltliteraturen formuliert finden, sei es im biblischen *Buch der Könige*, Homers *Odysee* oder Cao Xueqins *Traum der roten Kammer*. Da dies freilich höchst anspruchsvolle und auch in sich widersprüchliche Ziele sind, dürfte die Wahrscheinlichkeit, dass die Praxis in Wirklichkeit anders aussieht als das Ideal oder der Wunsch, zu allen Zeiten groß gewesen sein. Heute ist die aus dem Scheitern geborene Realität meistens die der »seriellen Monogamie«: Mit immer neuen Partnerinnen oder Partnern wird in wechselnden (und bis zum mittleren Lebensalter oft nur wenige Jahre dauernden) Partnerschaften versucht, die Ideale von Leidenschaftlichkeit und Dauerhaftigkeit unter einen Hut zu bringen (vgl. SCHMIDT et al. 2006, S. 26–30).

Ebenso lassen sich, typologisch vereinfacht, klare sozialhistorische Veränderungen, etwa gegenüber der frühen Neuzeit, benennen:

- Sexualität als notwendige Voraussetzung gelingender Partnerschaften wird heute fast nirgendwo mehr hinterfragt⁴;
- voreheliche Sexualität wird fast uneingeschränkt für legitim gehalten⁵;
- heute soll das emotionelle Fundament von Partnerschaften und Ehen die materiellen Aspekte an Gewicht klar übertreffen; elterliche Ehearrangements haben ihre Bedeutung fast völlig verloren⁶;
- die Unauflöslichkeit der Ehe durch Scheidung besteht in der Praxis nicht mehr⁷;
- historisch haben zwei unterschiedliche Formen serieller Monogamie einander abgelöst: anstelle der durch den Tod einer Partnerin, eines Partners erzwungenen Serie ist die durch soziale Trennung selbstverursachte getreten (vgl. dazu SIEDER 1987, S. 60 bzw. SCHMIDT et al. 2006, S. 57 u.ö.).

1 Diese Entwicklung ist nicht neu, sondern durch das Internet quantitativ verstärkt worden. Sie begann schon mit der Entwicklung einer regelrechten Pornoindustrie nach der rechtlichen Liberalisierung: vgl. RENCHKOVSKY ASHLEY/ASHLEY 2000, S. 123

2 Interesse an und Gebrauch von pornografischen Inhalten sind stark »gegendert«: vgl. HOFFMANN 2009, S. 12. Wie angesprochen lauten die bei RENCHKOVSKY ASHLEY/ASHLEY 2000, S. 121–124 formulierten Warnungen. Die dabei gemachte rhetorische Unterscheidung von »böser« Pornografie und »guten« Erotika wird aber notgedrungen bloß subjektiven Geschmacksurteilen folgen und bleibt deshalb für mich inhaltsleer.

3 vgl. SCHMIDT et al. 2006, S. 31, 33, 40f.: 95% der Befragten nannten in dieser Studie eine monogame, möglichst lebenslange Partnerschaft als ihr Beziehungsideal.

4 Diese lebensweltliche Norm findet sich freilich schon in der frühneuzeitlichen Dichtung in hoher Frequenz ausformuliert: vgl. WALTER 1998, S. 151–285. Mit der Zeit verliert sie auch in heutigen Partnerschaften an Bedeutung: vgl. SCHMIDT et al. 2006, S. 121–127

5 SCHMIDT et al. 2006, S. 60. Schon für das kulturelle Klima in den USA wird anderes gelten müssen. In der frühen Neuzeit durchbrachen voreheliche Buhlschaften als soziale Praxis und beliebtes literarisches Motiv häufig diese Norm: vgl. MITTERAUER 1983, WALTER 1998, S. 185–217

6 In Einwanderermilieus mag dies hierzulande nicht voll gültig sein.

7 Für protestantische Gemeinden galt schon zu Luthers Zeiten anderes. Praktisch ausgeschlossen war jedoch die Wiederverheiratung nach Scheidung.

Die oben angesprochene manifeste Schwierigkeit, emotionale und materielle Motive zur Übereinstimmung zu bringen, scheint indes wahrhaft anthropologische Dimensionen aufzuweisen (vgl. dazu MEDICK/SABEAN 1984). Wenn die romantische Liebe manchmal missverständlich für eine »Erfindung« des 18. Jahrhunderts gehalten wird, so lässt sich demgegenüber zeigen, dass ein Übergewicht materieller Interessen in Beziehungen schon viel früher kritisch bewertet worden ist: Beispielsweise fand der Basler Mediziner FELIX PLATTER (1536–1617) für einen seiner Kollegen keine guten Worte, der eine Witwe bloß deswegen geheiratet habe, dass sie »etwas vermocht« (also Vermögen besaß), und sie hinter ihrem Rücken »ein schütt« (wohl: »Schutt« = »Dreck«) nannte.⁸

An anderer Stelle habe ich auf die Ablösung der agrargesellschaftlichen Ordnungen, namentlich von Männer- und Frauenrollen in der Berufswelt, als Ausgangspunkt einer um 1900 durch Sexualreform und Sexualwissenschaft mitgestalteten gesellschaftlichen Dynamik hingewiesen, die deutlich auf neue urbane Lebensformen bezogen gewesen ist: Verstärkte Emotionalisierung von Ehe und Partnerschaften, »freie Liebe«, rechtliche Gleichstellung lediger Mütter und unehelich Geborener, die Einführung des Zerrüttungsprinzips im Scheidungsrecht, leichtere Zugänglichkeit von Verhütungsmitteln, straffreie Abtreibung und Entkriminalisierung der Homosexualität standen um 1900 auf dem politischen Programm von Sexualreform und Sexualwissenschaft – heute sind sie gelebter Alltag.

Dass Partnerschaften keinem traditionellen, durch kulturelle und auch juristische Normen fixierten Machtgleichgewicht zwischen den Geschlechtern mehr unterliegen, sondern pluralistisch, verhandelbar und fluktuierend geworden sind, gilt als Kennzeichen der »postmodernen« Familie (vgl. LÜSCHER/SCHULTHEIS/WEHRSPANN 1988). Doch auch wenn Erwerbsarbeit in vielen Fällen nicht mehr im Rahmen des eigenen Haushalts geleistet wird (was bei Bauern und vielen Selbstständigen freilich durchaus noch der Fall ist) und Frauen, gerade verglichen mit 1900, viel wahrscheinlicher ihr eigenes Geld verdienen, ist die »Reine Beziehung« (ANTHONY GIDDENS) eher ein Idealtypus oder sogar Phantasma geblieben. Selbst wenn in Partnerschaften gleichberechtigte Rollen angestrebt werden oder sogar die Umkehr traditioneller Geschlechterrollen praktiziert wird, werden sich bald lebenspraktische Fragen stellen wie: Wer bezahlt Miete, Lebensmittel oder den Urlaub? Spätestens nämlich, wenn sich Zuwachs einstellt und kleine Kinder zu versorgen sind, muss ein partnerschaftliches Arrangement gefunden werden, mit dem die gemeinsamen Versorgungsbedürfnisse gesichert werden (vgl. HAUCH 2000, S. 243f., SCHMIDT et al. 2006, S. 97–99). Bei den bestehenden arbeitsrechtlichen Strukturen können Erwerbseinkommen und Familienarbeit dabei so gut wie nie paritätisch verteilt werden.

Fraglich bleibt, auch wenn Partnerschaften heute pluralistischer und »freier« geartet sein sollten, außerdem der Beziehungserfolg: Mit den Erwartungen wachsen offenbar auch die möglichen Enttäuschungen. Über den Wert oder Unwert traditioneller oder »postmoderner« Beziehungsformen wird letztlich ein Werturteil (vgl. SCHMIDT et al. 2006, S. 152) entscheiden müssen – wird äußere Stabilität oder werden emotionale Qualität und »Selbstverwirklichung« als entscheidende Kriterien anerkannt? Der springende Punkt scheint mir zu sein, dass vermutlich keiner dieser Partnerschaftsstile eine hinreichende Voraussetzung für das subjektive Gelingen von Partnerschaften bietet. Die hohe Fluktuation von Beziehungen macht Trennungen jedenfalls nicht leichter. Auch heute bringen sie nicht selten schwerwiegende, manchmal sogar traumatische Belastungen für die Betroffenen mit sich (vgl. SCHMIDT et al. 2006, S. 24).

Lebenspraktisch ist das Geheimnis gelingender Beziehungen also noch nicht enträtselt. Um nun auf die Bedeutung des Internets in partnerschaftlichen Fragen zurückzukommen: Auch hinsichtlich von Beziehungsaufnahme und Intimität wirbt das Medium mit dem Versprechen, diese Form menschlichen Glück sei käuflich, und folgt damit dem Megatrend entwickelter kapitalistischer Gesellschaften, menschliche Bedürfnisse möglichst weit zur potenziellen Warenförmigkeit zu transformieren (vgl. dazu STIGUSCH 2000, S. 239f.). Online-Partnerbörsen¹⁰ sollen die Suche erleichtern, indem die Nutzerinnen und Nutzer nach ihren persönlichen Präferenzen hinsichtlich von Alter, Aussehen, (sozialer) Stellung und gesellschaftlichen Symbolen befragt werden, welche zur mutmaßlichen Erhöhung der Beziehungschancen gleichsam »fetischisiert« werden. Die illusionäre Sicherheit, mit den Mitteln des Mediums endlich den »Richtigen«/die »Richtige« finden zu können, ist zentrales Verkaufsargument. Das Motiv der Anbieter liegt wohl erneut in ihrem kommerziellen Interesse begründet; in diesem Punkt unterscheidet sich die Partnerschaftsindustrie nicht von den legalen und illegalen Produzenten von Pornografie.

Die vordergründige Rationalität des genannten Verfahrens ergibt sich aus der großen Masse der gespeicherten persönlichen Daten und der Möglichkeit ihrer Verknüpfung. Impliziert wird, »der Richtige«/»die Richtige« sei nur mangels Auswahl noch nicht entdeckt, werde sich aber – dem landläufigen »Jedem Topf seinen Deckel«-Denken folgend – sicherlich irgendwo in den Weiten der virtuellen Gemeinschaft finden lassen. So betrachtet ist das genannte Versprechen vielleicht doch nicht nur illusionär: für Schüchterne, für vordergründig Unattraktive oder für an Besonderem Interessierte mögen die neuen Techniken des Kennenlernens tatsächlich eine Erweiterung ihrer sozialen Möglichkeiten mit sich bringen. (Dass dies so empfunden wird, belegen die vielen sozial segmentierten Chaträume von irgendwie Interessierten oder »Betroffenen«.) Eine Gesellschaft, in der Menschen solche virtuellen Kontakte miteinander knüpfen, erscheint freilich nur als eine konsequente Fortsetzung der anonymen, urbanen Lebensformen der klassischen Moderne um 1900.¹¹ Demgegenüber wäre der denkbar radikalste Gegensatz zum abendlichen Um-die-Häuser-Ziehen oder virtuellen Chats die ländliche Gemeinschaft eines isolierten Bergdorfes gewesen, in dem jede(r) jede(n) kennt – und neue Bekanntschaften die meiste Zeit über praktisch ausgeschlossen sind. (Eine solche Form extrem kleinteiliger Vergesellschaftung war indes auch in früheren Zeiten die große Ausnahme.)

8 PLATTER 1976, S. 363f. Ähnliche Einschätzungen bezeugen die damals sehr häufigen Warnungen vor Eheschließungen zwischen alten Männer und jungen Frauen, wobei man ein ausschließlich materielles Interesse unterstellt hat. Noch negativer wurden erwartungsgemäß umgekehrt gelagerte Fälle bewertet: vgl. WALTER 1998, S. 222–224

9 vgl. WALTER 2004. Ähnlich haben SIEDER 1987 und nach ihm zahlreiche Autorinnen und Autoren argumentiert.

10 vgl. den Beitrag von NICOLA DÖRING in diesem Heft

11 Wie BECH 1996 bereits festgestellt hat.

Vorsicht scheint mir erneut angeraten, wenn solche medialen Erscheinungen als prinzipielle und dauerhafte Veränderungen verstanden werden, denn Zeitdiagnosen dieser Art neigen ebenso zu Übertreibungen wie die Phänomene, die sie zu deuten versuchen – und erweisen sich oft als nicht minder vergänglich. So hat VOLKMAR SIGUSCH die »Techno-Generation« der 1990er-Jahre und die früher jährlich abgehaltene Love parade als Symbole einer von ihm diagnostizierten »Neosexuellen Revolution« gedeutet (vgl. dazu SIGUSCH 2000, S. 246, grundlegend SIGUSCH 1998). (Auch in Surveys wurde Sex von jungen Leuten seinerzeit, dem Zeitgeist folgend, gerne als »Event« oder »Kick« denotiert.) Heute aber ist die Techno-Kultur schon nahezu ausgestorben oder zumindest aus der Öffentlichkeit weitgehend verschwunden. Ihre Protagonisten und Mitläufer werden sich den Mehrheitsverhältnissen inzwischen ebenso angepasst (und sie dadurch zugleich verwandelt) haben wie vor ihnen die Generation der »68er« und der »Sexuellen Revolution«.

Müsste ich zum Schluss eine mediale Erscheinung angeben, die in ihrer absehbaren Vergänglichkeit diesem Trend nachgefolgt ist, so wäre die generelle Tendenz zur medialen, vor allem visuellen Doppelung persönlicher, auch partnerschaftlicher und sexueller Lebenssituationen zu nennen, die mit einem weiter fortschreitenden Verlust an Privatheit einhergeht: Für die »Eingeborenen« der Ära des Privatfernsehens, des Internets und drahtloser Multimedia scheint ja erst das, was via Mobiltelefon, SMS, MMS, Internet oder TV einer wie auch immer gearteten Öffentlichkeit zugänglich gemacht wird, wahrhaft real zu sein. (Symptomatisch ist hier der tägliche Blick ins *schueler-* oder *StudiVZ*, um zu sehen, was auf der Party, die man gestern Abend besucht hat, los war und ob man sich amüsiert hat.) (vgl. KORTMANN 2009) Ins Extrem getrieben wirkt dieses alltägliche Verhalten durch den »Superstar«-Betrieb der Medien, dem, müsste man das dort dokumentierte Verhalten der Beteiligten ernst nehmen, wohl wirklich klinischer Charakter zukäme: Die Hoffnung, etwas ganz »Besonderes« sein zu können und dementsprechende soziale Aufmerksamkeit zu verdienen, ohne etwas Außeralltägliches leisten zu müssen, könnte zu einer ernstlichen Belastung des weiteren Lebenswegs dieser jungen Menschen werden.

Freilich möchte ich bezweifeln, dass dies soziale Veränderungen von wirklicher Tragweite sind – schon die Kurzlebigkeit der Karrieren der vermeintlichen »Superstars« und »Topmodels« spricht ja für das Gegenteil. (Im günstigeren Fall mag ihnen der Abschied von ihren illusionären Erwartungen ein psychisches Wachstum ermöglichen.) Und nicht einmal jene Medienheldinnen und Medienhelden (wie Madonna, Boris oder Britney), denen es gelingt, die öffentliche Aufmerksamkeit länger zu fesseln, vermitteln im Übrigen den Eindruck, besonders glücklich zu sein.

Wenn sich auch kommunikative Alltagsgewohnheiten, bedingt durch den Medienwandel, ständig verändern, bleiben die menschlichen Grundkonflikte dem Anschein nach ziemlich stabil: Prinzipiell bilden partnerschaftliche Beziehungen für Außenstehende in erheblichem Maße »Black boxes« – was wirklich darin vor sich geht, ist auch mit heutigen sozialwissenschaftlichen Methoden nicht einfach in Erfahrung zu bringen. (Leichter lässt sich erfragen, was die Beteiligten hinsichtlich ihrer Partnerschaften glauben oder sich erhoffen. Nach Beendigung einer Beziehung wird dann erfahrungsgemäß schnell vieles ganz anders bewertet.) Zu der entscheidenden Frage »Can Love

Last?« (STEPHEN A. MITCHELL) hat auch die Wissenschaft nichts wesentlich Neues beigetragen, und die von ihr gesammelten statistischen Wahrscheinlichkeiten haben längst die kommerziellen Partnerschaftsvermittler im Internet für sich vereinnahmt. Letztlich können die Faktoren eines Gelingens oder Scheiterns nur ex post und nicht im Voraus eindeutig benannt werden: Intensives Verliebtsein zur Voraussetzung dauerhafter »romantischer« Liebe zu machen, hat Mitchell deshalb als die Kunst, »Sandburgen für zwei« zu bauen, beschrieben (MITCHELL 2004, S. 208).

Tilman Walter

Tilmann Walter hat in Heidelberg Germanistik und Geschichte studiert. Verschiedene seiner Veröffentlichungen haben sich mit der Geschichte der Sexualität beschäftigt. Er arbeitet als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Geschichte der Medizin der Universität Würzburg.

Kontakt:

Dr. phil. Tilmann Walter
 Institut für Geschichte der Medizin
 Universität Würzburg
 Oberer Neubergweg 10a
 97074 Würzburg
 tilmann.walter@uni-wuerzburg.de

Literatur

- BECH, HENNING (1996): (Tele)urban Eroticisms. In: Parallax 2, S. 89–100
- BUNDESZENTRALE FÜR GESUNDHEITLICHE AUFKLÄRUNG (Hrsg.) (2009): Forum Sexualaufklärung und Familienplanung 1/2009, Themenheft: Medien. Köln: BZgA
- HAUCH, MARGRET (2000): Lust auf Dissens. Heterosexualität in der De/Re/Konstruktion. In: DANNECKER, MARTIN/REICHE, REIMUT (Hrsg.): Sexualität und Gesellschaft. Festschrift für Volkmar Sigusch. Frankfurt am Main/New York: Campus, S. 215–231
- HOFFMANN, DAGMAR (2009): Schärpen oder trüben mediale Bilder von Körpern und Sexualität den Blick auf das Sexuelle? In: BUNDESZENTRALE FÜR GESUNDHEITLICHE AUFKLÄRUNG (Hrsg.): Forum Sexualaufklärung und Familienplanung 1/2009, Themenheft: Medien. Köln: BZgA, S. 10–14
- KORTMANN, MATTHIAS (2009): Social Networks – das Internet als Bühne der Selbstdarstellung. Darstellung, Nutzungsanreize und pädagogische Konsequenzen von Web 2.0. In: BUNDESZENTRALE FÜR GESUNDHEITLICHE AUFKLÄRUNG (Hrsg.): Forum Sexualaufklärung und Familienplanung 1/2009, Themenheft: Medien. Köln: BZgA, S. 39–42
- LÜSCHER, KURT/SCHULTHEIS, FRANZ/WEHRSPANN, MICHAEL (Hrsg.) (1988): Die »postmoderne« Familie. Familiäre Strukturen und Familienpolitik in einer Übergangszeit. Konstanz: UVK
- MARTIN, JOCHEN/ZOEPPFEL, RENATE (Hrsg.) (1989): Aufgaben, Rollen und Räume von Frau und Mann (Veröffentlichungen des »Instituts für Historische Anthropologie e.V.« Bd. 5/2). Freiburg/München: Alber
- MEDICK, HANS/SABEAN, DAVID (1984): Emotionen und materielle Interessen in Familie und Verwandtschaft: Überlegungen zu neuen Wegen und Bereichen einer historischen und sozialanthropologischen Familienforschung. In: dies. (Hrsg.): Emotionen und materielle Interessen. Sozialanthropologische und historische Beiträge zur Familienforschung (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 75). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 27–54
- MITCHELL, STEPHEN A. (2004): Kann denn Liebe ewig sein? Psychoanalytische Erkundungen über Liebe, Begehren und Beständigkeit (Bibliothek der Psychoanalyse). Gießen: Psychosozial [Engl. Orig. (2002): Can Love last? The fate of romance over time. New York: Norton]
- MITTERAUER, MICHAEL (1983): Ledige Mütter. Zur Geschichte illegitimer Geburten in Europa. München: Beck
- Die nackte Republik (1993). Aktfotografien von Amateuren aus 40 Jahren Alltag im Osten (Magazin Spezial Nr. 1). Berlin: Das Magazin
- PLATTER, FELIX (1976): Tagebuch (Lebensbeschreibung) 1536–1567. Im Auftrag der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel hrsg. von Valentin Lötscher. Basel/Stuttgart: Schwabe
- RENCHKOVSKY ASHLEY, BARBARA/ ASHLEY, DAVID (2000): Sexualität als Gewalt. Der pornographische Körper als Waffe gegen Intimität. In: SCHMERL, CHRISTIANE et al. (Hrsg.): Sexuelle Szenen. Inszenierungen von Geschlecht und Sexualität in modernen Gesellschaften. Opladen: Leske + Budrich, S. 116–138
- SAUERTEIG, LUTZ (2007): Die Herstellung des sexuellen und erotischen Körpers in der westdeutschen Jugendzeitschrift *Bravo* in den 1960er und 1970er Jahren. In: *Medizinhistorisches Journal* 42, S. 142–179
- SCHMIDT, GUNTER et al. (2006): Spätmoderne Beziehungswelten. Report über Partnerschaft und Sexualität in drei Generationen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- SIEDER, REINHARD (1987): Sozialgeschichte der Familie. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- SIGUSCH, VOLKMAR (1998): Die neosexuelle Revolution. Über gesellschaftliche Transformationen der Sexualität in den letzten Jahrzehnten. In: *Psyche* 52/12, S. 1192–1234
- SIGUSCH, VOLKMAR (2000): Vom König Sex zum Selfsex. Über gegenwärtige Transformationen der kulturellen Geschlechts- und Sexualformen. In: SCHMERL, CHRISTIANE et al. (Hrsg.): Sexuelle Szenen. Inszenierungen von Geschlecht und Sexualität in modernen Gesellschaften. Opladen: Leske + Budrich, S. 229–249
- SIGUSCH, VOLKMAR (2008): Geschichte der Sexualwissenschaft. Frankfurt am Main/New York: Campus
- SIMON, WILLIAM/GAGNON, JOHN H. (2000): Wie funktionieren sexuelle Skripte? In: SCHMERL, CHRISTIANE et al. (Hrsg.): Sexuelle Szenen. Inszenierungen von Geschlecht und Sexualität in modernen Gesellschaften. Opladen: Leske + Budrich, S. 70–95
- WALTER, TILMANN (1998): Unkeuschheit und Werk der Liebe. Diskurse über Sexualität am Beginn der Neuzeit in Deutschland (Studia Linguistica Germanica, Bd. 48). Berlin/New York: deGruyter
- WALTER, TILMANN (2004): Begrenzung und Entgrenzung. Zur Genealogie wissenschaftlicher Debatten über Sexualität. In: BRUNS, CLAUDIA/WALTER, TILMANN (Hrsg.): Von Lust und Schmerz. Eine Historische Anthropologie der Sexualität. Köln/Weimar/Wien: Böhlau, S. 129–174
- WALTHER, KLAUS (2003): »Begriff der Pornografie«. Vortrag gehalten auf der Arbeitstagung der Leiter der Zentralstellen der Länder zur Bekämpfung gewaltdarstellender, pornografischer und sonstiger jugendgefährdender Schriften vom 6. bis 9. Mai 2003 im Saarland. In: BUNDESPRÜFSTELLE FÜR JUGENDGEFÄHRDENDE MEDIEN (Hrsg.): BPjM Aktuell. Amtliches Mitteilungsblatt der BPjM, Heft 3, S. 3–8

Liebe per Mausklick?

Chancen und Risiken der Partnerwahl im Internet

»Ist die Online-Suche nach Liebes- und Sexpartnern mittlerweile ein Massenphänomen geworden, oder sind hier vor allem bestimmte Personengruppen aktiv? Helfen Online-Singlebörsen insbesondere jenen Menschen, die sonst auf dem Partnermarkt weniger erfolgreich sind? Was wissen wir über die Qualität und Haltbarkeit von Online-Beziehungen?« Der vorliegende Beitrag geht diesen und anderen Fragen nach, ohne sie vollständig beantworten zu können. Er beschreibt Merkmale, Chancen und Risiken der Paarbildung im Internet auf der Basis des aktuellen Forschungsstandes und exemplarischer Erfahrungsberichte.

Einleitung

Immer mehr Menschen suchen heutzutage immer häufiger nach neuen Liebes- und Sexpartnern: Anstatt lebenslang mit derselben Person verheiratet zu sein, gehen die meisten Deutschen im Laufe ihres Lebens nacheinander mehrere verbindliche Paarbeziehungen ein. In den Single-Phasen – zuweilen auch während der Paarbeziehungen – werden darüber hinaus nicht selten unverbindliche sexuelle Beziehungen gelebt, und zwar von Frauen ebenso wie von Männern. Das Internet unterstützt diese Entwicklung und bietet durch seine kommerziellen wie nicht-kommerziellen Kontaktbörsen und Partnervermittlungen, Online-Chats, Foren und virtuellen Gemeinschaften diverse neue Möglichkeiten, jederzeit und überall, bequem und anonym, einen riesigen Pool an potenziellen Partnerinnen und Partnern zu erreichen (DÖRING 2003, 2009).

Ist die Online-Suche nach Liebes- und Sexpartnern also mittlerweile ein Massenphänomen geworden, oder sind hier vor allem bestimmte Personengruppen aktiv? Finden per Internet überhaupt passende Partnerinnen und Partner zusammen, oder ist nicht bereits das erste Treffen außerhalb des Netzes – sofern es überhaupt stattfindet – überwiegend von Enttäuschungen geprägt? Helfen Online-Singlebörsen insbesondere jenen Menschen, die sonst auf dem Partnermarkt weniger erfolgreich sind? Oder profitieren vor allem die ohnehin Kontaktfreudigen? Was wissen wir über die Qualität und Haltbarkeit von »Online-Beziehungen«, also von Paarbeziehungen, die im Internet angebahnt wurden? Unterscheiden sie sich überhaupt wesentlich von herkömmlichen »Offline-Beziehungen«, bei denen das Kennenlernen außerhalb des Netzes stattfindet?

Zufälliges Online-Kennenlernen

Wo immer Menschen aufeinandertreffen und gemeinsam etwas tun, besteht die Chance, dass sich zufällig Paare bilden. Schule, Ausbildung und Arbeitsplatz bieten gute Kennenlern-Gelegenheiten, weil man sich häufiger sieht und oft ein ähnlicher sozialer oder Interessenshintergrund vorliegt. Aber auch in der Freizeit, beim Sport, in Clubs und Vereinen besteht die Möglichkeit des Kennenlernens, zudem im

eigenen Bekannten- und Freundeskreis. All diese ungeplanten Kennenlern-Gelegenheiten sind an räumliche Nähe und persönliche Treffen gebunden, der Kreis der erreichbaren potenziellen Partner ist – teilweise sehr eng – beschränkt. Zudem ist jeder Flirt mit Risiken behaftet, weil das Gegenüber vielleicht gar nicht partnersuchend ist, nicht die passende sexuelle Orientierung hat und man sich im Falle einer Ablehnung trotzdem weiterhin begegnet.

Durch das Internet, das in Deutschland mittlerweile von über zwei Dritteln der Bevölkerung und nahezu allen Jugendlichen genutzt wird (EIMEREN/FREES 2008), sind zahlreiche neue Kennenlern-Möglichkeiten entstanden. Wer das Internet nicht nur zur Informationsbeschaffung oder für den Online-Einkauf nutzt, sondern sich aktiv an zwischenmenschlicher Online-Kommunikation beteiligt, hat gute Chancen, dadurch sein soziales Netzwerk zu erweitern. Eine neue Form der Geselligkeit bieten beispielsweise die zahlreichen Online-Chats, in denen man sich – oft nach Altersgruppen gestaffelt – zusammenfindet und zeitgleich per Tastatur plaudert, scherzt und flirtet. Dieser unbefangene und zunächst anonyme Austausch, bei dem jeder unbeobachtet zu Hause sitzt, wird von den Beteiligten als sehr entspannt empfunden. Schüchternheit spielt keine Rolle und auch die Frisur muss nicht sitzen. Im Chatroom kommt man sich oft schneller näher als im Face-to-Face-Gespräch. Nicht selten haben Menschen das Gefühl, dass sie im textbasierten Chat ihr »wahres Selbst« viel ungeschminkt zeigen können, sich weniger gezwungen fühlen, eine Rolle zu spielen und eine gute Figur zu machen.

Neben den themenfreien, geselligen Chaträumen bietet das Netz vielfältige themenbezogene Online-Angebote: So manche Internetliebe hat sich in einem Online-Diskussionsforum zum Radfahren, einer Online-Community von Fernsehserien-Fans, einer Online-Selbsthilfegruppe für Diabetespatienten, einem Ethno-Portal für Deutsch-Türken oder einer globalen Online-Spielewelt wie World of Warcraft entwickelt. Andere treffen auf Foto- und Video-Plattformen im Internet auf Gleichgesinnte, mit denen sie erst fachsimpeln und dann persönlichere Themen behandeln. Wer ein eigenes Weblog publiziert oder an der Internet-Enzyklopädie Wikipedia mitarbeitet, begegnet anderen »Bloggern« und »Wikipedianern«, und manchmal ist einfach der Richtige oder die Richtige dabei.

Sabine (38):

Ich chatte schon seit einigen Jahren, lebe in einer 12-jährigen Beziehung. Eines Abends war mir langweilig, ich ging in einen Chatroom. Eigentlich nur, um ein bisschen rumzualbern, denn ich hab den Chat nie ernst genommen. Dann bin ich mit einem Typen ins Gespräch gekommen und wir haben uns sehr gut und sehr lange unterhalten. Das ging dann einige Tage so. Er war in einer 16-jährigen Beziehung und sagte mir auch, dass er glücklich sei. Für mich war klar, dass ich mich sicher nicht dazwischen drängen wollte. Wir haben drei Monate jede freie Minute miteinander gechattet. Dann fingen wir an zu telefonieren. Es hat gefunkt, obwohl wir uns nicht real kannten ... Es gab natürlich Höhen und Tiefen ... Er machte dann mit seiner Freundin Schluss und ich mit meinem Freund. Wir trafen uns dann erst ein Jahr später und dann funkte es auch real. Nur trennten uns fast 900 km. Doch wir fanden dann zusammen und nun sind wir eine kleine glückliche Familie. Unsere Tochter ist jetzt gerade acht Wochen alt und wir sind jetzt fast zwei Jahre zusammen ... Ich bin zu ihm gezogen. Das war die Kurzfassung

Das beiläufige Kennenlernen im Internet entsteht vor allem aus gemeinsamen Interessen und/oder geselliger Online-Kommunikation. Es wird oft als »Kennenlernen von innen nach außen« beschrieben, weil eben nicht – wie beim Kennenlernen außerhalb des Netzes – das äußere Erscheinungsbild der erste Kontaktfilter ist. Stattdessen stehen der geistige und emotionale Austausch im Vordergrund, woraus sich dann ein näheres Interesse an der Person hinter dem Online-Pseudonym entwickeln kann. Auf diese Weise finden per Online-Kommunikation zuweilen Paare zusammen, die sich »auf den ersten Blick« gar nicht füreinander interessiert hätten. Jenseits von Äußerlichkeiten zeigt sich indessen auch bei der Online-Annäherung das Homogamieprinzip der Partnerwahl »Gleich und gleich gesellt sich gern«: Damit über längere Zeit ein interessanter Online-Dialog geführt werden kann, sind in der Regel ähnliche Hobbys, übereinstimmende Weltanschauungen und passender Bildungsstand notwendig. Ebenso wie im »realen Leben« ist das zufällige Kennenlernen im Internet an soziale Kompetenz gebunden: Man muss konstruktive Beiträge leisten, engagiert sein, sich

durch Witz und Freundlichkeit hervortun, um andere Internet-User für sich einzunehmen. Wer schriftlich gut mit Worten umgehen kann, ist beim Online-Flirt klar im Vorteil.

Internetangebote mit Mitmachcharakter haben unter dem Schlagwort »Web 2.0« seit 2005 einen Boom erlebt. Bislang werden sie vor allem von den Jüngeren genutzt – die heute über 60-Jährigen beteiligen sich kaum; sie nutzen fast nur die klassische E-Mail für soziale Online-Kontakte (siehe Tabelle 1).

Damit sich unverbindliche und beiläufige Online-Flirts zu verbindlichen Paarbeziehungen entwickeln können, sind erfolgreiche Medienwechsel notwendig, bei denen sich die Beteiligten umfassender kennenlernen und schrittweise mehr Verbindlichkeit entsteht. Nur in seltenen Fällen ist es ausdrücklich erwünscht, eine reine Online-Liebesbeziehung zu führen. Meist wird eben doch der reale Kontakt außerhalb des Netzes angestrebt: Nach dem Chatten und Mailen wird bei Sympathie telefoniert, es werden Fotos ausgetauscht und schließlich wird ein Treffen vereinbart. Umgekehrt kann bei Enttäuschungen rasch das Interesse erlöschen, etwa wenn der geistreiche Chat- und E-Mail-Partner sich am Telefon plötzlich als wortkarg und langweilig entpuppt, das gesendete Foto überhaupt nicht den eigenen Vorstellungen entspricht oder man beim Treffen feststellt, sich eben doch nicht riechen zu können.

Hat sich der Internet-Flirt erst einmal bis zu angenehmen persönlichen Treffen entwickelt, unterscheidet sich die weitere Beziehungsentwicklung nicht wesentlich vom herkömmlichen Kennenlernen. Paaren, die sich zufällig im Internet kennengelernt haben, stehen jedoch häufiger geografische Distanzen oder auch interkulturelle Unterschiede im Wege. Andererseits sind sie oft besonders gut darin geübt, ausführlich und offen miteinander zu kommunizieren, was sich wiederum günstig auf die Beziehungsqualität auswirken kann.

Repräsentative Daten darüber, bei wie vielen Usern sich im Zuge kommunikativer Internet-Nutzung beziehungsweise Web 2.0-Beteiligung ohne aktives Suchen ganz beiläufig Liebes- und/oder Sexbeziehungen anbahnen und wie diese mittel- und langfristig verlaufen, liegen nicht vor. Es ist aber davon auszugehen, dass diese Form der Paarbildung in der jungen Generation mittlerweile alltäglich ist. Rein zahlenmäßig spielt vermutlich das zufällige Kennenlernen im Internet eine größere Rolle als die gezielte Online-Partnersuche über Singlebörsen, die beispielsweise nur von 10% der

Tab. 1

Internet-Nutzung (inklusive Web 2.0) für soziale Kontakte

<i>Internet-Nutzung (inklusive Web 2.0) für soziale Kontakte</i>	<i>14- bis 19-jährige Onliner</i>	<i>ab 60-jährige Onliner</i>
Instant Messaging (z.B. ICQ)	85%	5%
E-Mail (z.B. GMX, Hotmail)	75%	81%
Online-Foren / Chat-Rooms (z.B. Knuddels)	72%	4%
Private Netzwerke / Social Networking (z.B. SchuelerVZ, StudiVZ)	68%	1%
Online-Communities (z.B. Bike-Community)	63%	2%
Online-Spiele (z.B. World of Warcraft)	37%	7%
Kontakt-/Partner-Börsen (z.B. Friendscout24)	10%	1%
Berufliche Netzwerke (z.B. Xing)	8%	1%

Quelle: Eimeren/Frees 2008

Mandy (16):*Freund 1*

Habe ich im Bravo-Chat kennen gelernt und wir hatten eine 1 1/2 Jahre lange Fernbeziehung.

Freund 2

Habe ich im Knuddels-Chat kennen gelernt und hat fünf Monate gehalten.

Freund 3

Habe ich in der Disco kennen gelernt und das hat sich dann durch Chats und Telefonate entwickelt. Allerdings kriselt es gerade ... Ich hoffe mal, dass es nicht so schnell vorbei geht.

Jugendlichen in Deutschland in Anspruch genommen wird (siehe Tabelle 1). In einer Befragungsstudie in den USA gaben 74% der partnersuchenden Onliner an, das Internet in unterschiedlicher Weise zur Kontaktabahnung zu nutzen, an der gezielten Partnersuche über Dating-Plattformen beteiligten sich jedoch nur 37% (MADDEN/LENHART 2006, S. iiii).

Gezielte Online-Partnersuche

Um die Liebe nicht dem Zufall zu überlassen, gibt es außerhalb des Netzes nicht allzu viele Möglichkeiten der gezielten Partnersuche: Szene-Treffpunkte, Clubs, Bars und Diskotheken gelten vor allem als Orte der Sexpartnersuche und sind überwiegend für die jüngere Generation ausgelegt. Der gezielten Lebenspartnersuche dienen Kontaktanzeigen in Presse, Hörfunk und Fernsehen, Single-Veranstaltungen wie Partys, Events und Reisen sowie Partnervermittlung-agenturen. Die Nutzung derartiger Angebote erfordert ent-

sprechendes Engagement, ist mehr oder minder aufwendig und kostenintensiv und erschließt oft auch nur einen verhältnismäßig kleinen Kreis an passenden Partnern.

Ebenso wie beim beiläufigen Kennenlernen hat auch bei der gezielten Partnersuche das Internet das Spektrum der Möglichkeit immens erweitert: Allein in Deutschland stehen mehr als 2.500 verschiedene Online-Kontaktbörsen, Partnervermittlungen, Plattformen für sexuelle Kontakte (»Adult Dating«) sowie für spezielle Zielgruppen (z.B. Alleinerziehende, gläubige Christen, Singles aus der Gothic-Szene, Männer, die Ehefrauen aus Osteuropa oder Asien suchen) zur Verfügung. Manche Dienste sind werbefinanziert und für die Nutzer und Nutzerinnen durchgängig kostenlos (*finya.de*, *single.de*), die meisten arbeiten jedoch mit kostenpflichtigen Abonnements. Dabei sind Basis-Mitgliedschaften mit eingeschränktem Nutzungsumfang zu unterscheiden von Premium-Mitgliedschaften mit vollem Funktionsumfang, die zwischen 10 und 30 Euro monatlich kosten. Online-Dating hat sich als eines der erfolgreichsten und weiterhin expandierenden Geschäftsfelder im Internet etabliert: Im Jahr 2008 wurden allein in Deutschland mit gezielter Online-Partnersuche 164 Millionen Euro umgesetzt, knapp die Hälfte davon über Kontaktbörsen (48%), gefolgt von Partnervermittlungen (32%), Adult-Dating (23%) und Nischen-Anbietern (8%) (PFLITSCH/WIECHERS 2009).

In Deutschland loggen sich jeden Monat rund 7 Millionen Personen auf Partnersuche-Portalen ein. Ein Großteil davon gehört zur Gruppe der rund 11 Millionen Singles in Deutschland. Darüber hinaus sind aber auch Gebundene und Verheiratete präsent. Einige suchen offen nach Affären oder Nebenbeziehungen (z.B. über Seitensprung-Agenturen), andere geben sich als Singles aus. Wieder andere Paare suchen gemeinsam nach Hausfreunden oder Swinger-Partnern. Schließlich kursieren auf den Dating-Portalen auch zahlreiche »Karteileichen«, die sich einmal aus Spaß oder Neugier angemeldet hatten, aber gar nicht aktiv am Dating teilnehmen. Durch die starke Verbreitung von Online-Kontaktportalen werden die Teilnehmerinnen und Teilnehmer kaum

Tab. 2

Auswahl der größten primär heterosexuellen Portale in Deutschland

Heterosexuelle Portale in Deutschland	Mitgliederzahl	Geschlechterverhältnis (M : F)
<i>Kontaktbörsen</i>		
Friendscout24.de	6.000.000	57 : 43
Neu.de	5.000.000	59 : 41
iLove.de	5.000.000	59 : 41
Finya.de (kostenlos)	500.000	50 : 50
<i>Partnervermittlungen</i>		
Parship.de	5.000.000	49 : 51
B2.de	2.000.000	43 : 57
Elitepartner.de	1.500.000	46 : 54
<i>Adult Dating</i>		
Poppen.de	2.000.000	
AdultFriendFinder.com	2.000.000	

Quelle: Angaben laut Portal-Anbieter und www.singleboersen-vergleich.de (Stand: Juli 2009)

noch pauschal als besonders kontaktgestört, unattraktiv oder lebensuntüchtig stigmatisiert. Tatsächlich unterscheiden sie sich von der Gesamtbevölkerung vor allem dahin gehend, dass sie intensivere Internet-Nutzer/-innen, jünger, häufiger Single, besser gebildet und – insbesondere bei den teureren Diensten – auch besser verdienend sind.

In Online-Kontaktbörsen erstellen die Teilnehmerinnen und Teilnehmer bei der ersten Anmeldung unter einem Pseudonym ein Online-Profil, in dem sie sich den anderen Partnersuchenden mit Angaben zur Person sowie ihren Erwartungen an den zukünftigen Partner, die Partnerin, und die Paarbeziehung vorstellen. Diese Online-Steckbriefe sind in der Regel sehr viel umfassender und aussagekräftiger als herkömmliche Kontaktanzeigen in Printmedien. Sie können durch Fotos ergänzt werden, die entweder für alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer sichtbar sind oder nur gezielt für einzelne Mitglieder freigeschaltet werden. Im Bereich Adult-Dating geben die Online-Profile detailliert Auskunft über sexuelle Vorlieben und enthalten oft erotische Fotos.

Die führenden Online-Kontaktbörsen mit heterosexueller Zielgruppe (siehe Tabelle 2) enthalten Millionen von Online-Profilen, die man nach Suchkriterien wie zum Beispiel Geschlecht, Wohnort, Alter, Körpergröße oder Interessen durchstöbern kann. Trifft man auf ein interessantes Profil, so kann man eine Botschaft hinterlassen und computervermittelt in Kontakt treten. Im ersten Schritt funktioniert dies anonym, das heißt unter Online-Pseudonym. Sogar ein nonverbaler Erstkontakt ist möglich: Das Objekt der Begierde sieht, dass man sein Profil angeklickt hat und kann im Gegenzug das eigene Profil anklicken – damit wird ähnlich wie beim Blickkontakt wortlos wechselseitiges Interesse erkennbar. Manche Plattformen bieten auch die Möglichkeit, virtuelle Rosen oder Küsse zu verschenken. Durch Online-Kontaktbörsen lassen sich schnell, komfortabel und diskret Dutzende potenzieller Partner direkt kontaktieren.

Ob sich aus einer ersten Kontaktanfrage dann wirklich eine Paarbeziehung entwickelt, hängt von vielen Faktoren ab. Auch im Netz funktioniert die Partnersuche nicht »per Mausclick«, vielmehr ist soziales Geschick – inklusive positiver Selbstdarstellung – gefragt, um das Gegenüber für sich einzunehmen. Hinsichtlich der Gestaltung von Online-Profilen steigen die Chancen, wenn man ansprechende, den gängigen Schönheitsnormen entsprechende Fotos einstellt und einen aussagekräftigen, originellen Text verfasst. Bilderlose sowie wortkarge beziehungsweise floskelhafte Profile kommen nicht gut an. Gutes Aussehen, Geist, Witz und Freundlichkeit spiegeln sich nicht nur im Online-Profil, sondern auch in der sich anschließenden Kontaktaufnahme. Generell gilt im Netz das Matthäus-Prinzip »Wer hat, dem wird gegeben«: Wer ohnehin gute Chancen auf dem Partnermarkt hat, kann diese mittels Online-Plattformen noch verbessern.

Um bei der Selbstdarstellung im Online-Profil einen positiven Eindruck zu hinterlassen, werden die Angaben zu Körpergröße, Gewicht, Alter oder Einkommen oft geschlechtsspezifisch ein wenig geschönt und besonders vorteilhafte Fotos präsentiert. Regelrechte Scheinidentitäten (sogenannte »Fakes«) mit völlig fiktiven Angaben werden jedoch selten aufgebaut, denn die meisten wollen sich ja auch real treffen. Im Unterschied zum beiläufigen Kennen-

lernen im Internet, das sich über Wochen und Monate mit intensivem Online-Austausch zu einer bestimmten Person hinziehen kann, geht man in Online-Kontaktbörsen in Sachen Kontaktabbahnung und Medienwechsel viel zügiger und pragmatischer vor: Viele Teilnehmerinnen und Teilnehmer sind bei verschiedenen Portalen gleichzeitig angemeldet, pflegen parallel Kontakte zu diversen möglichen Dating-Partnern/-Partnerinnen und streben relativ schnell den Wechsel zu Telefonat und Treffen an, um festzustellen, ob die Chemie stimmt. Denn die Bewährungsprobe bei der Online-Partnersuche ist und bleibt der Eindruck beim persönlichen Treffen. Die Vielfalt der Kontakte ermöglicht und erfordert ein striktes und schnelles Selektieren, weil man sonst zu viel Zeit investieren müsste. Sobald man im Vorfeld oder Nachgang eines Dates vom Gegenüber gelangweilt, genervt oder anderweitig irritiert ist, stellt man den Kontakt einfach kommentarlos wieder ein. Andere tun dies ebenso, so dass zum Online-Dating oft ein Wechselbad von enthusiastischen Erstkontakten und unerwarteten Kontaktabbrüchen gehört.

In einigen Online-Kontaktbörsen sowie im Adult-Dating-Bereich wird die Zeit vom ersten Online-Kontakt zum Real-treffen kaum noch als computervermittelte Kennenlernphase mit intemem Chat- oder E-Mail-Austausch gestaltet. Vielmehr wird bei Gefallen der Fotos und gemeinsamen (sexuellen) Interessen sofort ein kurzfristiges Treffen vereinbart: Wer abends etwas erleben möchte, geht nicht einfach in Kneipe, Bar, Diskothek oder anderweitig in die Szene, um dort jemanden zu treffen. Stattdessen sucht man sich vorab im Internet eine Person mit passendem Profil aus und verabredet sich dann mit dieser an einem öffentlichen Ort. Unter schwulen Männern ist das Internet in allen Altersgruppen zum bevorzugten Cruising-Ort¹ geworden. So gilt die Online-Kontaktbörse *Gayromeo.de* mit mittlerweile knapp einer Million Mitgliedern als »schwules Einwohnermeldeamt«, weil hier fast jeder mit einem Profil vertreten ist. Komfort und Effizienz des Online-Cruisings haben dazu geführt, dass sowohl homo- als auch heterosexuelle Internet-User häufiger auf spontane Sexpartnersuche gehen.

Online-Partnervermittlungen für hetero- ebenso wie für homo- und bisexuelle Zielgruppen (z.B. *gay-parship.de* mit 300.000 Mitgliedern) überlassen nicht den Usern die Suche in den Online-Profilen, sondern machen auf der Basis eines umfassenden Persönlichkeitstests Partnervorschläge. Durch dieses automatische »Matching« sollen sich psychologisch passende Partnerinnen und Partner finden. Alle Online-Partnervermittlungen nutzen jeweils eigene, von Psychologen entwickelte Persönlichkeitstests. Die Aussagekraft dieser Persönlichkeitstests wurde bislang jedoch noch in keinem einzigen Fall in einer publizierten wissenschaftlichen Studie nachgewiesen. Online-Partnervermittlungen sind in der Regel etwas teurer als Online-Kontaktbörsen, sie erfordern das Ausfüllen eines seitenlangen Persönlichkeitstests und gelten allgemein als seriöser: Bei den Online-Partnervermittlungen werden mehr ernsthaft Partnersuchende vermutet als bei den Kontaktbörsen, in denen öfter reine Sexbeziehungen gesucht werden. Im Vergleich zu herkömmlichen Partnervermittlungsagenturen (Kosten von mehreren Tausend Euro, sehr kleine Mitgliederkarteien) sind Online-Partnervermittlungen wesentlich preisgünstiger und weisen deutlich größere Kundenstämme auf. Dennoch greifen viele Partnersuchende lieber auf Kontaktbörsen zurück, in denen sie selbst suchen können. In beiden Fällen läuft man indessen Gefahr, dass anhand von statistischen Daten (z.B. Matching-

1 Cruising = das Kreuzen, Herumfahren, die Suche nach Sexpartnern (d. Red.)

Iris (51):

Anfang des Jahres hat mein Mann sich von mir getrennt, innerhalb von 2 Wochen ist er ausgezogen und das nach fast 10-jähriger Ehe, 17 Jahren Beziehung ... Ein gemeinsames Kind haben wir auch. Aus einer Laune heraus habe ich mich dann mal Abends auf einer Partnerbörse im Internet angemeldet und bin jetzt in eine Situation reingeschliddert, die mir total entgleitet ...

Beim Chatten in der Partnerbörse ist mir ein verheirateter Mann (nennen wir ihn mal A) sehr nahe gekommen, wir hatten mehrere tolle Abende im Chat, sehr sexlastig, um es mal vorsichtig zu formulieren.

Ich fand das spannend, neue Erfahrung halt, und bin beim Stöbern im Internet auf ein Erotik-Portal gestoßen, bei dem ich mich dann auch angemeldet habe. Auf diesem Portal geht's halt direkt um Sexkontakte, Dates und alles was dazugehört. Immer noch mit der inneren Einstellung »einfach mal virtuell Spaß haben«, fing ich auch dort an, mit Männern zu flirten, und nach kurzer Zeit habe ich mich mit einem verabredet (Mann B). Es kam wie es kommen musste, wir hatten eine aufregende Nacht miteinander. Seither vergeht kaum ein Tag, an dem wir nicht miteinander chatten oder SMSen.

Seit einer guten Woche gibt es jetzt auch noch Mann C ... auch ein Internetkontakt aus der Partnerbörse, sehr interessant, nett, gutaussehend, auch mit Kind, auf der Suche nach einer neuen Partnerschaft.

Und dann gibt es ja noch die Männer D-Z ;-) die auf der Erotikplattform Kontakt und mehr suchen. Hier bin ich jetzt schon seit ein paar Tagen nicht mehr online gegangen, weil ich sonst von Mails bombardiert werde.

Und wer jetzt glaubt, ich sei ein sexbesessener Vamp, der irrt. Ich bin eine ganz normale Frau, die im realen Leben nicht weiter auffällt, bis vor kurzem noch eine biedere Ehefrau war und gerade von ihrem eigenen Wandel überrollt wird. Ich genieße das Begehrtsein, genieße die körperliche Nähe, spiele mit dem Feuer ... Aber allmählich habe ich das Gefühl, dass ich die Situation nicht mehr beherrsche. Affäre mit einem verheirateten Mann? Was, wenn mein Sexdate mehr will? Kann ich mich schon auf einen eventuellen neuen Partner einlassen?

Punkte im Persönlichkeitstest, eigene Alters- oder Größenvorgaben in der Suchmaske) mögliche passende Partnerinnen und Partner von vorneherein herausgefiltert werden.

In heterosexuellen Kontaktbörsen sind geschlechtsspezifische Rollenerwartungen von Bedeutung: Männern wird eher die Aufgabe zugeschrieben, den ersten Schritt zu tun. Dementsprechend klagen viele Männer über die »Arroganz« oder »Unhöflichkeit« der Frauen, wenn diese ihre Kontaktanfragen unbeantwortet lassen. Umgekehrt monieren wiederum viele Frauen, dass sie wahllos von Männern angeschrieben werden. So mag sich die sportliche Dreißigjährige, die in einer Online-Singlebörse einen gleichaltrigen Lebenspartner sucht, kaum bemüßigt fühlen, einem übergewich-

tigen fünfzigjährigen Familienvater zu antworten, der anfragt, ob sie nicht Nacktfotos tauschen möchte. Dass auf den Partnervermittlungs-Portalen eher ein Frauenüberschuss, auf den Erotik-Portalen eher ein Männerüberschuss herrscht, entspricht ebenfalls den tradierten Geschlechtsrollen (siehe Tabelle 2). Finden sich dennoch passende Partner zusammen, die sich auch beim ersten realen Treffen gut verstehen, verläuft die weitere Annäherung wiederum ähnlich wie bei der herkömmlichen Offline-Beziehungsanbahnung. Im Unterschied zu Paaren, die sich zufällig im Internet kennengelernt haben, sind bei der gezielten Online-Partnersuche hinderliche geografische Distanzen seltener ein Problem, weil der Wohnort gleich von Anfang an als Such- und Auswahlkriterium berücksichtigt wird.

Dafür stehen Online-Dater vor einer anderen Herausforderung: Nämlich die Anforderungen der aktiven Partnersuche mit denen der Beziehungsanbahnung zu verbinden. Wer nach einem vielversprechenden Date die Weitersuche erst einmal einstellt um sich ganz auf den neuen Freund, die neue Freundin in spe zu konzentrieren, wird es nicht selten verärgert und verletzt zur Kenntnis nehmen, wenn diese/r unbeirrt weiter auf der Singlebörse aktiv ist.

Systematische Vergleiche zu Erfolgsquoten der gezielten Offline- und Online-Partnersuche fehlen. Eine bevölkerungsrepräsentative Studie in den USA ergab, dass 43% aller Singles, die Online-Partnerbörsen nutzen (7 Millionen), reale Treffen mit dort kennengelernten Partnerinnen oder Partnern hatten und 17% eine feste Partnerschaft oder Ehe mit einem Online-Date eingegangen sind (MADDEN/LENHART, 2006 S. ii).

Chancen und Risiken der Online-Partnerwahl

Wirtschaftliche und soziale Zwänge spielen bei der Partnerwahl und Partnerbindung heutzutage eine immer geringere Rolle. Das Internet unterstützt diesen gesellschaftlichen Trend zur Individualisierung in seiner ganzen Zwiespältigkeit: Nicht länger in konventionellen Zweck- und Versorgungsehen gefangen zu sein, bringt die Chance mit sich, das eigene Leben selbstbestimmter zu gestalten und mit individuell passenden – je nach Lebensabschnitt auch unterschiedlichen – Partnerinnen und Partnern zusammen zu sein. Aus Zweckbeziehungen werden, so eine optimistische soziologische Interpretation des Wandels von Liebesbeziehungen, pure Beziehungen, die um ihrer selbst willen auf der Basis wechselseitiger Zuneigung und Übereinstimmung geführt werden (siehe »pure relationships« nach GIDDENS 1991). Indem das Internet den Pool der erreichbaren Partnerinnen und Partner dramatisch vergrößert, steigen die Chancen, individuell passende Menschen zu finden, denen man im engen persönlichen Umfeld nie begegnet wäre. Das gilt insbesondere für Personengruppen mit besonderen Interessen, Bedürfnissen oder Vorlieben, die sich online direkt erreichen, offline aber oft isoliert bleiben würden. Neben verbindlichen Paarbeziehungen erleichtert das Internet besonders auch das diskrete Anknüpfen sexueller Beziehungen.

Die Freiheit, Paarbeziehungen selbst zu wählen und auch jederzeit wieder abzuwählen, birgt andererseits Risiken des Verlusts von Sicherheit, Vertrauen und Geborgenheit. Tragfähige, verlässliche Bindungen werden – gemäß einer pessimistischen Analyse heutiger Liebesverhältnisse –

zunehmend abgelöst durch austauschbare flüchtige Beziehungen (s. »liquid love« nach BAUMANN 2003). Wenn Millionen Kontaktsuchende Tag und Nacht nur einen Mausklick entfernt sind, mag man selbst und/oder der Partner/die Partnerin sich seltener auf eine einzige verbindliche und monogame Beziehung einlassen sowie bei Beziehungsproblemen schneller zur Trennung bereit sein. Die neue Alternativenfülle könnte also die Stabilität von Bindungen gefährden (GESER/BÜHLER 2006).

In dem Maße, in dem Paarbildung verstärkt das Ergebnis zielgerichteter Partnersuche in einem riesigen Angebot ist, wird der Partner- und Heiratsmarkt in seinem ökonomischen Marktprinzip sichtbarer und prominenter. Partnerwahl wird stärker zum rationalen Prozess, wichtig ist dabei die optimale Einstellung von Suchkriterien in Partner-Datenbanken. Umgekehrt bekommt man selbst vor Augen geführt, sich angesichts der übermächtigen Konkurrenz stets gut verkaufen und anpreisen zu müssen, sonst wird man umgehend »weggeklickt« oder »gelöscht« zugunsten eines attraktiveren Online-Kontakts. Durch Dating-Portale zu stöbern, kann den luxuriösen Eindruck zahlreicher und traumhafter Möglichkeiten vermitteln. Die schiere Menge und Schnellebigkeit der Online-Kontakte, die regelrecht verwaltet werden müssen, können aber auch zu hektischer und suchtähnlicher Vielnutzung, zu Ermüdung, Routine und Zynismus führen.

Aus psychologischer Sicht sind es neben der Attraktivität in erster Linie Erwartungen und Verhaltensweisen im Umgang mit Online-Kontakten, die über Erfolg oder Misserfolg entscheiden. Sozialkompetenz kann dabei helfen, die Online-Kontaktanbahnung erfolgreich zu gestalten. Dazu gehört es auch, die typischen Störungen des Ablaufs einzukalkulieren und nicht persönlich zu nehmen: Der Online-Flirt stagniert zuweilen vor dem erwünschten Date, das Date kann enttäuschend verlaufen, nach einem angenehmen Date kann der Dating-Partner plötzlich untertauchen, weil er sich auf andere Dating-Kontakte konzentriert. Diese emotionalen Risiken der Enttäuschung und Verletzung sind im Alltag deutlich präsenter als die in den Medien stark übertriebene Gefahr, beim Internet-Date an Kriminelle zu geraten. Doch nicht nur Singles stehen vor der Herausforderung, die Chancen und Risiken der Online-Partnersuche für sich selbst zu regulieren. Auch Paare müssen häufiger ihre Spielregeln im Umgang mit Online-Kontakten neu aushandeln, insbesondere im Hinblick auf ihre Treuevorstellungen.

Zukunft der Online-Partnerwahl

In Zukunft werden immer mehr Menschen immer häufiger im Alltag das Internet nutzen. Damit steigt die Wahrscheinlichkeit für zufälliges Online-Kennenlernen von Partnerinnen und Partnern. Zudem werden Offline- und Online-Kennenlernen zunehmend Hand in Hand gehen: Nach einer ersten Begegnung in der Disco, im Urlaub oder auf einer Party – die in früheren Zeiten oft im Sande verlaufen wäre – wird heute im Nachgang oft noch geschattet, gemailt, gesimst, geskypet und so der Kontakt vertieft. Mittels der Suchmaschine *Google* erkundet man Vergangenheit und aktuelle Lebensumstände des aktuellen Flirtpartners.

Gleichzeitig wird sich gezielte Online-Partnersuche weiterhin wachsender Beliebtheit erfreuen. Hierbei zeichnen sich momentan folgende technische Trends ab:

»Mobile Dating«: Kontakte aus Internet-Partnerbörsen können auch per Handy verwaltet werden. Man sieht unter-

wegs, welche der Kontaktpartner gerade in der Nähe und für ein spontanes Treffen verfügbar sind.

»Video Dating«: Für den Internet-Flirt werden neben der bisherigen textbasierten Online-Kommunikation zunehmend reichhaltigere Möglichkeiten des Austauschs geschaffen, etwa Video-Chats, die ein realistischeres Bild des Aussehens und der Ausstrahlung liefern als Fotos.

»Virtual Dating«: Damit das Online-Kennenlernen nicht auf ein wechselseitiges Ausfragen hinausläuft, können die Teilnehmerinnen und Teilnehmer in Gestalt von Avataren in grafische Umgebungen eintauchen und dort gemeinsam etwas unternehmen, etwa spazieren gehen, spielen oder virtuelle Ausstellungen besuchen (www.omnidate.com).

»Social Dating«: Hier hilft das eigene soziale Netzwerk bei der Online-Partnersuche, man kann sich auf der Plattform durch Bekannte wechselseitig »vorstellen« beziehungsweise »verkuppeln« lassen (www.engage.com).

Nicola Döring



Prof. Dr. Nicola Döring ist Leiterin des Fachgebiets für Medienkonzeption und Medienpsychologie an der Technischen Universität Ilmenau. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind psychologische und soziale Aspekte der Online- und Mobilkommunikation, Forschungsmethoden und Evaluation, Geschlechter- und Sexualforschung.

Kontakt:

TU Ilmenau
Ehrenbergstraße 29
98693 Ilmenau
nicola.doering@tu-ilmenau.de
www.nicola-doering.de

Literatur

- BAUMAN, Z. (2003): Liquid Love: On the Frailty of Human Bonds. Cambridge: Polity Press
- DÖRING, N. (2003): Sozialpsychologie des Internet. Göttingen: Hogrefe
- DÖRING, N. (2009): Sexualität im Internet. Ein aktueller Forschungsüberblick. Zeitschrift für Sexualforschung, 21 (4), S. 291–318
- EIMEREN, B. VAN/FREES, B. (2008): Ergebnisse der ARD/ZDF-Onlinestudie 2008. Internet-Verbreitung: Größter Zuwachs bei Silver-Surfern. Media Perspektiven 7/2008, S. 330–344. http://www.ard-zdf-onlinestudie.de/fileadmin/Online08/Eimeren_I.pdf und <http://www.ard-zdf-onlinestudie.de/index.php?id=126>
- GESER, H./BÜHLER, E. (2006): Partnerwahl Online. Online-Dokument: http://socio.ch/intcom/L_hgeser15.htm#10
- GIDDENS, A. (1991): Modernity and Self-Identity. Cambridge: Polity Press
- MADDEN, M./LENHART, A. (2006): Online Dating. PEW Internet & American Life Project. Online-Dokument: <http://www.pewinternet.org/Reports/2006/Online-Dating.aspx>
- PFLITSCH, D./WIECHERS, H. (2009): Der Online-Dating-Markt 2008-2009. Deutschland – Österreich – Schweiz. Online-Dokument: <http://www.singleboersen-vergleich.de/presse/online-dating-markt-2008-2009.pdf>

Beziehungsdauer und Leidenschaft

776 Frauen und Männer im Alter von 30, 45 und 60 Jahren wurden in dieser Studie, die den Verlauf sexueller Aktivität in der Beziehungsbiografie erforscht, befragt. Veränderungen der Paarsexualität und der emotionalen Qualität von Beziehungen wurden analysiert.

Was beeinflusst die sexuelle Aktivität eines Paares stärker, ihr Lebensalter oder die Dauer ihrer Beziehung? Eindeutig die Dauer ihrer Beziehung, zumindest bis zu einem Alter von 50 oder 60 Jahren (BOZON 1998, 2001; SCHMIDT u.a. 2006). Abbildung 1 präsentiert die Zusammenhänge am Beispiel unserer Interviewstudie an 30-, 45- und 60-jährigen großstädtischen Männern und Frauen.¹

- In allen drei Altersgruppen sinkt die monatliche Häufigkeit des Sex² deutlich mit der Dauer der Beziehung, das heißt Paare, die nur kurz zusammen sind, schlafen deutlich häufiger miteinander als solche, die schon länger zusammen sind, egal ob sie 30 oder 60 Jahre alt sind.
- 30-, 45- und 60-Jährige, die in etwa gleich langen Beziehungen leben, unterscheiden sich nur geringfügig (und statistisch nicht signifikant) in der Häufigkeit, mit der sie miteinander schlafen.

Anders und konkreter ausgedrückt: Eine 60-jährige Frau, die seit zwei Jahren mit ihrem Partner zusammen ist, ist – gemessen an der Häufigkeit des Geschlechtsverkehrs – sexuell aktiver als ein 30-Jähriger, der zehn Jahre lang liiert ist.

Die Beziehungsdauer hat also einen gravierenden Einfluss auf die Sexualität eines Paares. Diesen Zusammenhang stellt Abbildung 2 noch einmal unabhängig vom Alter dar. Der Rückgang der sexuellen Aktivität mit der Beziehungsdauer ist danach kein kontinuierlicher oder linearer Prozess. Zu einer deutlichen Abnahme der Koitusfrequenz kommt es nach drei bis fünf Beziehungsjahren, nach dem 10. Beziehungsjahr bleibt die Sexualität eines Paares dann aber über 20 bis 25 Jahre erstaunlich stabil. Die Grafik zeigt durchschnittliche Tendenzen, den »Mainstream« sozusagen, im Einzelfall kann es davon natürlich große Abweichungen geben.

¹ Befragt (standardisierte Interviews) wurden im Jahr 2002 insgesamt 776 aus den Dateien der Einwohnermeldeämter zufällig ausgewählte Frauen und Männer aus Hamburg und Leipzig, die 1942, 1957 bzw. 1972 geboren waren, und zwar zu ihrer Beziehungs- und Sexualbiografie sowie über ihre gegenwärtige feste Beziehung. Für Einzelheiten vgl. SCHMIDT u.a. 2006.

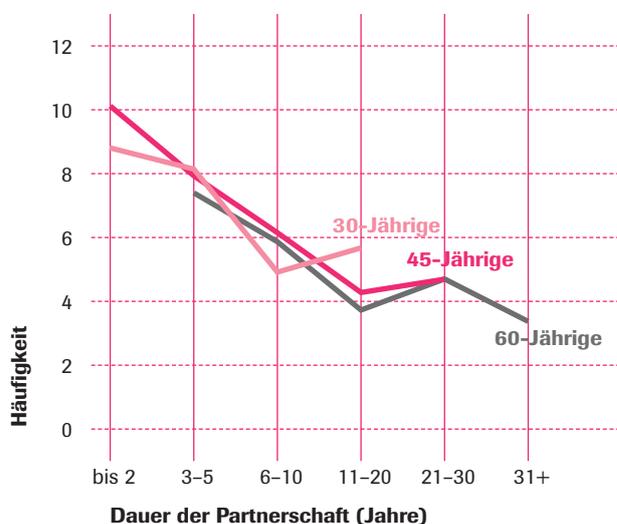
² Gefragt wurde nach der Häufigkeit des Sex in den letzten vier Wochen. Für heterosexuelle Frauen und Männer wird »Sex haben« ganz überwiegend gleichgesetzt mit »Koitus haben«, 95% der Sexakte schlossen den Koitus ein.

Erklärungsansätze für den Verlauf sexueller Aktivität

Zwei Fragen kann man zu diesen Befunden stellen: Warum machen es die etablierten Paare so selten? Diese Frage deklariert die geringere Aktivität der Paare in langen Beziehungen als erklärungsbedürftig, ihre Sexualität wirkt irgendwie defizitär und die hohe Frequenz der Verliebten allgemein als wünschenswert. Die häufigsten Antworten auf diese Frage erscheinen durchaus plausibel: Abschleifen der erotischen Spannung durch Gewohnheit, Routine, Wiederholung, zunehmende Alltagsbelastungen, auch durch Kinder. Der Einfluss der Kinder ist allerdings eher nebensächlich: Die Abnahme der Koitusfrequenz in den ersten zehn Beziehungsjahren findet man auch bei Paaren ohne Kinder (KLUSMANN 2000).

Abb. 1

Häufigkeit des Geschlechtsverkehrs (Mittelwerte) in den letzten vier Wochen im Verlauf von Beziehungen, für drei Altersgruppen



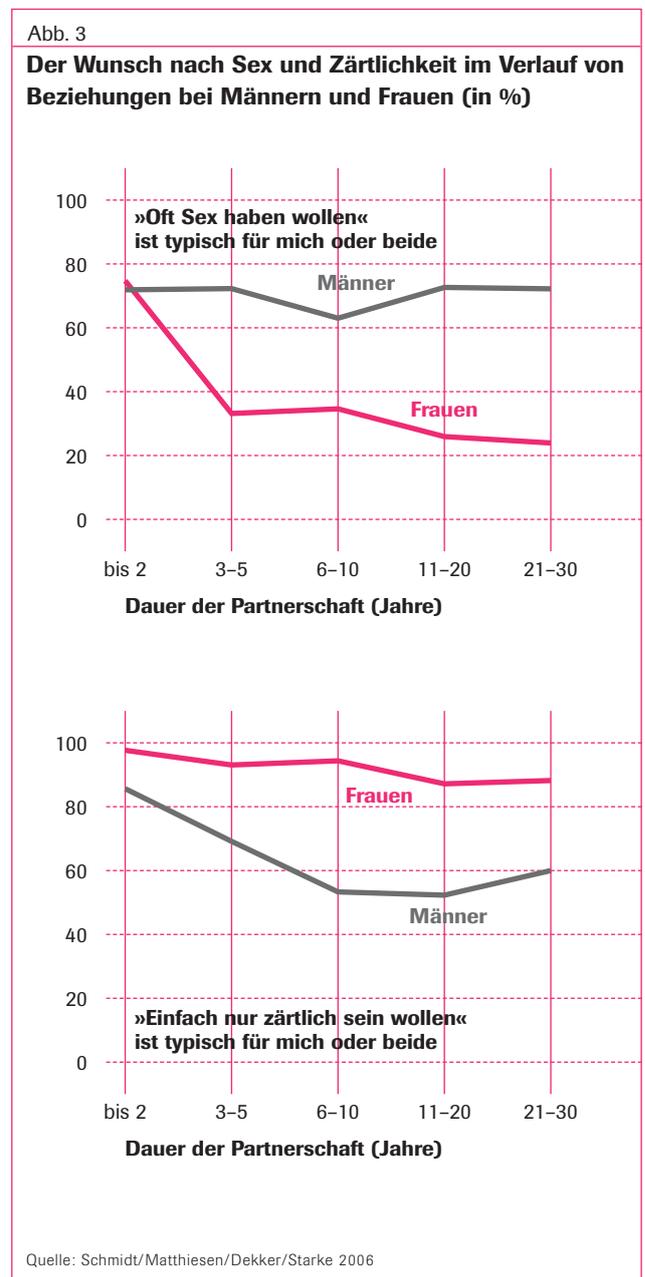
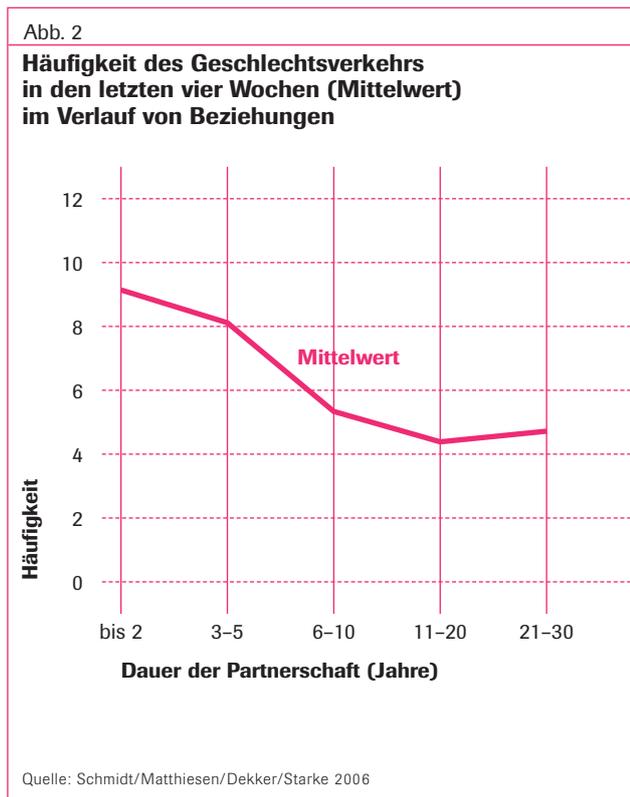
Quelle: Schmidt/Matthiesen/Dekker/Starke 2006

Die zweite Frage wird seltener gestellt, ist aber wichtig, um zu Antworten jenseits von Gewohnheit und Belastung zu kommen: Warum machen es die frisch Lieerten so oft? Offenbar hat Sexualität in verschiedenen Phasen der Partnerschaft unterschiedliche Bedeutungen für das Paar. In der Phase der Paarbildung, wenn man sich noch fremd ist, bietet Sexualität die Möglichkeit, Nähe und Zusammengehörigkeit kurz aber intensiv zu erleben und auszudrücken, eine intime Beziehung aufzubauen und zu erkunden, ob dies mit diesem Partner oder dieser Partnerin möglich ist. Der häufige Sex trägt dazu bei, die Beziehung durch intensive Erlebnisse zu lizenzieren und ist Teil der für diese Phase typischen (und anstrengenden) emotionalen Lebendigkeit. Etablierte Paare haben sich entschieden (vorerst zumindest), zusammenzubleiben, sie haben ein stärkeres Gefühl der Bindung, eine gemeinsame Geschichte, mehr Sicherheit und ein größeres Repertoire, Zusammengehörigkeit, Verbindlichkeit und Geborgenheit zu erleben. Äußere Umstände (Zusammenwohnen, gemeinsamer Besitz, gleiche soziale Netzwerke) und Kinder machen Beziehungen schwerer kündbar. Häufiger Sex wird für den Zusammenhalt und das Erleben, ein Paar zu sein, weniger bedeutend, unwichtiger. Aber eine kontinuierliche Sexualität, die im Alltag des Paares präsent ist, bleibt zur Definition des Paares als »Liebespaar« und zur Unterscheidung von anderen nahen Beziehungen wichtig. Dies erklärt auch, warum das Absinken der Koitusfrequenz etwa nach zehn Beziehungsjahren zum Stillstand kommt und sich auf einem Niveau von durchschnittlich vier bis fünf Mal im Monat stabilisiert. Diese Frequenz reicht offenbar aus, um die Besonderheit der Partnerschaft als Liebesbeziehung zu markieren.

Die meisten Paare nehmen es gelassen

Dennoch erleben viele Paare die Abnahme der Koitushäufigkeit im Übergang von Verliebtheit zur etablierten Partner-

schaft als irritierend, beunruhigend und problematisch, sie stellen womöglich ihre Beziehung oder ihre Qualitäten als Geliebter und Geliebte in Frage – zumindest vorübergehend, bis sie ihren Frieden damit machen können, dass Perioden sexueller Ruhe oder Langeweile fester Bestandteil fester Beziehungen sind. Das Paar kann den Sex von metaphorischen Überladungen (»Leidenschaft«, »Abenteuer«, »hot or not«) befreien, Sex darf nun auch gemüthlicher, innig, vielleicht auch banaler und alltäglicher werden, man kann sich dafür entscheiden, »es« einfach einmal zu machen, ohne in Flammen zu stehen, als Ritual zur Bestätigung der Liebesbeziehung oder als gemeinsame Unternehmung, wenn man sich gerade nichts zu sagen hat usw. Vielen scheint das zu gelingen. Immerhin 60% der 30- bis 45-jährigen Männer und Frauen, die in festen Beziehungen leben, geben an, dass sie selbst oder ihr Partner, ihre Partnerin, im letzten Jahr zumindest gelegentlich »zu wenig Lust auf Sex« hatten. Aber nur jeder oder jede Zehnte von ihnen sagt, dass er oder sie stark oder gar sehr stark unter solchen Flauten des Verlangens leiden, die meisten nehmen sie gelassen hin. Vermutlich ist das auch deshalb so, weil die Abnahme der Frequenz auch mit einer neuen Qualität des Sex einhergehen kann.



Tab. 1 Veränderungen der Emotionalität in etablierten Beziehungen ¹		
Verloren	Gewonnen	Befragte
»Das Kribbeln«	»Tiefes Vertrauen und Sicherheit«	30-jähriger Hamburger, seit 7 Jahren in fester Beziehung
»Neugierde, Spontaneität, das unmittelbare Verknalltsein-Gefühl, der Reiz des Neuen«	»Vertrauen und Vertrautheit, Sicherheit, tiefere Form der Liebe«	30-jähriger Hamburger, seit 9 Jahren in fester Beziehung
»Verloren habe ich die Schmetterlinge im Bauch, den Drang nach etwas Neuem in Bezug auf die Sexualität«	»Eine sehr gut funktionierende Beziehung, in der man sich wohlfühlt«	30-jährige Leipzigerin, seit 12 Jahren in fester Beziehung
»Dieses Prickeln, spontanen Sex, Aufmerksamkeit für den anderen«	»Verlässlichkeit, sich besser kennen, sich trauen, etwas anzusprechen, Offenheit, Zuversicht«	30-jährige Hamburgerin, seit 11 Jahren in fester Beziehung
»Spontaneität, Unbekümmertheit, Glaube, dass alles möglich ist, Verliebtsein hat abgenommen«	»Verlässlichkeit, Vertrauen zueinander, Sicherheit dadurch, Zuneigung, Sympathie füreinander«	45-jähriger Hamburger, seit 13 Jahren in fester Beziehung
»Spontaneität, Routine ist größer geworden durch den Alltag«	»Vertrauen, offene Sexualität, dass man darüber spricht«	45-jähriger Leipziger, seit 25 Jahren in fester Beziehung
»Sexualität geht verloren und Verliebtheit, Schmetterlinge im Bauch«	»Also einen tollen Partner, Ausgeglichenheit, Kinder, sehr viel Vertrauen, Zuneigung, ein Gefühl von Zuhause«	45-jährige Hamburgerin, seit 17 Jahren in fester Beziehung
»Das Übersäumende, das gewisse Unbekannte, Kribbeln im Bauch«	»Wir kennen uns besser, können sensibel aufeinander reagieren, Rücksicht, tiefere Sexualität«	45-jährige Leipzigerin, seit 24 Jahren in fester Beziehung
»Es schleicht sich Gewohnheit ein, die Neugierde aufeinander geht verloren«	»Sicherheit, Vertrautheit miteinander«	60-jähriger Hamburger, seit 26 Jahren in fester Beziehung
»Extensive Sexualität, das Unbefangene, Wilde, Lustvolle, nicht mehr der spontane Kick, nicht mehr so spannend«	»Liebe, Vertrauen, sich kennen. Mehr Wissen über die Bedürfnisse des anderen, kein Orgasmusproblem, weil man weiß, wie man sich gegenseitig sexuelle Erfüllung verschafft«	60-jähriger Leipziger, seit 30 Jahren in fester Beziehung
»Dieses Feuer, das es am Anfang so gab, dieses Neue ist weg, das Spontane, es ist viel Gewohnheit geworden«	»Vertrauen, Selbstvertrauen, kann so sein wie ich will, Verlustängste habe ich verloren«	60-jährige Hamburgerin, seit 8 Jahren in fester Beziehung
»Das Kribbeln im Bauch, die Überraschung, Routine hat sich eingeschlichen«	»Ruhe, Geborgenheit, Zufriedenheit, Glück, Dankbarkeit«	60-jährige Hamburgerin, seit 37 Jahren in fester Beziehung

1 Antworten (Beispiele) auf die freie Frage: »Es kann im Verlauf von Beziehungen dazu kommen, dass man etwas verliert, dafür aber etwas Neues gewinnt. Was haben Sie in Ihrer Beziehung verloren?« »Und was haben Sie in Ihrer Beziehung gewonnen?«
Nur Befragte, die 6 Jahre und länger in einer festen Beziehung leben.

Quelle: Schmidt/Matthiesen/Dekker/Starke 2006

»Verloren haben wir das Übersäumende, das gewisse Unbekannte, das Kribbeln im Bauch«, sagt zum Beispiel eine 45-jährige Frau unserer Studie, die seit 24 Jahren mit einem Mann in fester Beziehung lebt, »aber wir haben uns besser kennengelernt, können sensibler aufeinander reagieren, haben mehr Offenheit in der Sexualität, eine tiefere Sexualität.« Tabelle 1 stellt weitere Beispiele für die »Verloren-Gewonnen-Bilanz« zusammen.

Arbeitsteilung in Paarbeziehungen

Der Geschlechtsverkehr ist eine gemeinsame Aktion des Paares und kommt durch gemeinsame Entscheidungen der Partner zustande. Ist das sexuelle Verlangen beider Partner unterschiedlich stark, setzt sich einer durch, oder es werden Kompromisse geschlossen. In Zeiten vor der Geschlechterdebatte (bis in die 1970er-Jahre), also unter »patriarchalen«

Verhältnissen, setzten sich meistens die Männer durch. Heute, im Zeichen des Ideals reziproker Sexualität, wonach Sex nur akzeptabel ist, wenn beide es wollen und beide etwas davon haben, setzt sich in der Regel der oder die mit dem geringeren Verlangen durch (SCHMIDT 1998; CLEMENT 2004). Koitusfrequenzen, die wir bisher betrachtet haben, sind so oder so ein gemeinsames Produkt des Paares; in welchem Ausmaß sie den Wünschen des Mannes oder der Frau entsprechen, geht aus ihnen nicht hervor. Deshalb ist es wichtig, sich auch den Verlauf des sexuellen Verlangens und anderer intimer Wünsche, zum Beispiel nach Zärtlichkeit und nicht-genitaler körperlicher Intimität, bei beiden Partnern anzusehen. Abbildung 3 zeigt, dass am Anfang einer Beziehung, in der Verliebtheitsphase, sowohl der Mann als auch die Frau viel Lust auf viel Sex haben und sich viel Zärtlichkeit miteinander wünschen. Danach kommt es zu einer geschlechtstypischen Aufteilung sexueller und zärtlicher Wünsche: bei etablierten Paaren ist der Wunsch

nach Sex bei den Männern größer als bei ihren Partnerinnen, der Wunsch nach Zärtlichkeit ist hingegen bei den Frauen größer als bei ihren Partnern. Das klingt wie aus dem Museum der Geschlechtsstereotype, doch andere Studien kommen zu gleichen Ergebnissen (BOZON 2001), übrigens auch bei jungen und hochgebildeten Männern und Frauen mit wenigen Geschlechtsrollenklišees (KLUSMANN 2000). Alle Studien spiegeln natürlich nur statistische Tendenzen wider, die die Verhältnisse beim »typischen« heterosexuellen Paar darstellen; natürlich gibt es auch Paare, die die Reziprozität des Verlangens aufrecht erhalten und (eher selten) auch solche, bei denen der Mann für Zärtlichkeit und die Frau für Sex zuständig ist.

Im Verlauf von Partnerschaften kommt es also zu einer Arbeitsteilung zwischen den Partnern: Der eine (eher der Mann) übernimmt die Verantwortung für den Sex und ist dafür zuständig, dass das Paar den Sex nicht vergisst; der andere (eher die Frau) übernimmt die Verantwortung für die nichtsexuelle Intimität und erinnert das Paar an die Wichtigkeit von Zärtlichkeit und Austausch. Vermutlich gibt es diese Arbeitsteilung auch bei etablierten schwulen und lesbischen Paaren, nur kann sie hier nicht geschlechtsspezifisch organisiert werden. Das arbeitsteilige Arrangement der sexuellen und nichtsexuellen Intimität bei Paaren ist vermutlich funktional und nützlich, um diese beiden wichtigen Bereiche einer Partnerschaft in der Auseinandersetzung und lebendig zu erhalten. Wir sollten ein solches Ungleichgewicht deshalb nicht beklagen, sondern als Stimulanz für die Lebendigkeit der Beziehung betrachten. Zugleich ist dieses Ungleichgewicht immer auch heikel, denn das arbeitsteilige Arrangement kann völlig entgleisen, die Wünsche nach Zärtlichkeit und Sex werden auf die Partner immer einseitiger verteilt, der (die) eine fordert offensiv und vergeblich, der (die) andere steht defensiv mit dem Rücken zur Wand und hat den Zugang zu seinen oder ihren Wünschen verloren. Es kommt zur Symptomatik des lustlosen Paares mit dem typischen Klageduett: Mein Mann (seltener meine Frau) will immer – meine Frau (seltener mein Mann) will nie. Ein solches Paar wird wieder gerne miteinander schlafen, wenn es ihm gelingt, Defensivität und Offensivität weniger einseitig dem einen oder anderen zuzuweisen.

*Gunter Schmidt,
Silja Matthiesen*



Professor Dr. phil. Gunter Schmidt ist Sexualforscher, Psychotherapeut und Sozialpsychologe. Bis 2003 lehrte Gunter Schmidt an der Abteilung für Sexualforschung im Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf, die er zwischenzeitlich leitete. Er führte zahlreiche Forschungsprojekte zum sozialen Wandel von Sexualität und Beziehungsbiografien durch.

Kontakt:

Roonstraße 27
20253 Hamburg
Schmidt.Gunter@superkabel.de



Dr. phil. Silja Matthiesen, Diplom-Soziologin, ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Sexualforschung der Universität Hamburg und leitet dort das Forschungsprojekt »Sexuelle und soziale Beziehungen von 17- und 18-jährigen Frauen und Männern«. Sie ist Redakteurin der Zeitschrift für Sexualforschung.

Kontakt:

Institut für Sexualforschung und
Forensische Psychiatrie
Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf
Martinistraße 52
20246 Hamburg
Telefon (040) 74105 7767
smatthie@uke.uni.hamburg.de

Literatur

- BOZON, M. (1998): Amour, désir et durée, Cycle de la sexualité et rapport entre hommes et femmes. In: BAJOS, N./BOZON, M./FERRAND, A./GIAMI, A./SPIRA, A. (eds): La sexualité aux temps du sida. Paris: PUF
- BOZON, M. (2001): Sexuality, gender and the couple. A sociohistorical perspective. *Annual Review of Sex Research* 12, S. 1–32
- CLEMENT, U. (2004): Systemische Sexualtherapie. Stuttgart: Klett-Cotta
- KLUSMANN, D. (2000): Sexuelle Wünsche und die Dauer der Beziehung. In: SCHMIDT, G. (Hg.): Kinder der sexuellen Revolution. Kontinuität und Wandel studentischer Sexualität 1966–1996. Gießen: Psychozoia-Verlag
- SCHMIDT, G. (1998): »Wir sehen immer mehr Lustlose«. Zum Wandel sexueller Klagen. *Familiendynamik* 23, S. 348–365
- SCHMIDT, G./MATTHIESEN, S./DEKKER, A./STARKE, K. (2006): Spätmoderne Beziehungswelten. Report über Partnerschaft und Sexualität in drei Generationen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

Wenn die Dreisamkeit die Zweisamkeit bedroht: Bedeutet Elternschaft zwangsläufig das Ende für die romantische Liebe?

Sexuelle Störungen sind bei Paaren, die Eltern werden, ein verbreitetes Phänomen. Das Leben mit sehr kleinen Kindern ist anstrengend, oft bis zur Erschöpfung. In diesem Beitrag geht es jedoch um tiefer liegende Ursachen: um kulturelle und psychische Muster, die sexuelle Lustlosigkeit befördern, und darum, wie diese Hindernisse von Paaren erkannt und überwunden werden können.

Sex führt zu Babys, und Babys bedeuten Unheil für die Erotik vieler Paare. Es entbehrt nicht der Ironie, dass ein Kind, die Verkörperung der Liebe eines Paares, so häufig genau jene Liebesgeschichte bedroht, der es überhaupt erst sein Leben verdankt. Warum ist das Elternsein oft mit solch einer fatalen Entwicklung verbunden?

Der Übergang von der Zweisamkeit zur Dreisamkeit gehört zu den größten Herausforderungen, denen ein Paar sich je zu stellen hat. Und es braucht Zeit – gemessen in Jahren, nicht in Wochen –, um in dieser schönen neuen Welt wieder Orientierung zu finden. Ein Kind zu bekommen ist mit psychischen Umwälzungen verbunden, die unsere Beziehung zu fast allem und jedem verändern. Prioritäten verschieben sich, Rollen werden neu definiert und das Gleichgewicht zwischen Freiheit und Verantwortung wird noch einmal ganz neu austariert.

Letztlich erkennen sich die meisten von uns in dem neuen Familienkontext wieder. Für einige ist das der Zeitpunkt, zu dem Liebe und Romantik wieder in den Alltag zurückkehren. Wir erinnern uns daran, dass Sex Spaß macht, Lebensfreude schenkt, Nähe schafft. Tatsächlich wird oft leicht vergessen, dass wir, ehe wir Eltern wurden, ein Liebespaar waren. Doch während einige sich nun wieder von ihrer Partnerin/ihrem Partner angezogen fühlen, driften andere ab und geraten langsam, aber sicher in einen Prozess der gegenseitigen Entfremdung. Erotische Intimität wiederzugewinnen, ist nicht immer einfach.

Wir klagen darüber, dass wir zu müde sind, zu viel zu tun haben, unter zu großem Stress stehen. Dabei sind wir kaum weniger eingespannt, wenn wir uns verlieben, und wen die Leidenschaft verzehrt, der ist niemals müde. Derselbe Elternteil, der abends um halb neun beim Vorlesen von Gutenachtgeschichten einschläft, ist plötzlich hellwach und voller Energie, wenn er sich auf eine Affäre einlässt.

Mir scheint, dass wir, wenn wir unser von Terminen überfrachtetes Leben ins Feld führen, das mit Sicherheit stressiger ist, als uns guttut, wieder einmal nur die oberflächlichen Gründe für das Unbehagen ansprechen, das so viele verspüren. Ich glaube, dass mehr dahintersteckt.

Wie konnte es dahin kommen?

Die Institution der Ehe hat im letzten Jahrhundert eine extreme »Verschönerung« erfahren. Sie ist zu einer romantischen Einrichtung geworden, in der alle gegenseitigen Verpflichtungen auf Liebe basieren. Dem Anspruch nach soll sie all das erfüllen, was schon die traditionelle Familie bieten sollte – Sicherheit, Kinder, Besitz, Ansehen –, jetzt wollen wir aber zusätzlich auch noch, dass unsere Partnerin/ unser Partner zugleich unser bester Freund, unser größter Vertrauter und noch dazu unser leidenschaftlicher Liebhaber ist. Gleichzeitig leben wir doppelt so lange. Romantische Liebe und Leidenschaft stehen im Zentrum unseres Ehebilds, und wir haben nicht nur diese endlos lange Liste von Erwartungen, mit der wir die Höchstgrenze bei weitem überschreiten – wir wollen auch noch glücklich sein.

Heute ist unsere Sexualität nicht mehr etwas, das wir tun, sondern ein Teil dessen, wer wir sind. Sie ist zu einem zentralen Merkmal intimer Beziehungen geworden – und sexuelle Befriedigung, glauben wir, stehe uns zu. Zum ersten Mal in der Geschichte haben wir Sex, nicht weil wir acht Kinder wollen oder weil dies nun einmal zu den ehelichen Pflichten einer Frau gehört, heute wurzelt Sex, zumindest in der westlichen Welt, in erster Linie im Begehren.

Warum köchelt die erotische Beziehung zu unserer Partnerin oder unserem Partner dann so plötzlich auf Sparflamme, wenn wir uns in eine Familie verwandeln? Warum landet Sex so häufig ganz unten auf der »to do«-Liste? Ist es wirklich so wichtig, dass das Geschirr noch nicht gespült ist, oder steckt noch etwas ganz anderes hinter unserer rätselhaften Bereitschaft, auf Sex zu verzichten? Vielleicht gibt es etwas Spezifisches in unserer modernen Kultur, das zum erotischen Verstummen von Müttern und Vätern beiträgt. Oder die Erotik ist im Kontext der Familie einfach zu schwierig zu integrieren.

Lassen Sie mich eine wichtige Unterscheidung klarstellen: Es ist nicht die sexuelle Handlung selbst, die mich in diesem Zusammenhang interessiert, und es geht mir auch nicht um Technik, Vollzug oder Häufigkeit. Ich möchte fort von dem ohnehin viel zu starken Fokus auf dem statistischen Ansatz zur Sexualität, der von messbaren Ergebnissen besessen ist: Wie oft, wie lange, wie viel, wie steif? Wenn

Paare sich über die Lustlosigkeit ihres Sexuallebens beklagen, wollen sie manchmal mehr, immer aber besseren Sex. Sie wollen das Prickeln und das Gefühl der Vitalität wiedergewinnen, die sinnliche Nähe, die Verspieltheit und das Gefühl der Erneuerung, das der Sex mit dem geliebten Menschen ihnen einmal gegeben hat. Wenn Sex den Dreh- und Angelpunkt in der Geometrie der Leidenschaft darstellt, ist Erotik durch unsere Fantasie transformierte Sexualität, sozusagen deren Poesie. Sie bringt uns in Kontakt mit unserer Lebendigkeit, unserer Freiheit und unserem Verlangen – alles Aspekte unseres Lebens, die als Antidote¹ des Todes gelten können. Es ist diese mystische Bedeutung der Erotik, um die es mir geht, nicht die enge Definition von Sexualität, die unsere moderne Gesellschaft ihr zugewiesen hat.

Das Erotische mit dem Häuslichen versöhnen?

Ein grundlegendes Bedürfnis nach Sicherheit ist uns allen gemeinsam. Die Suche nach Sicherheit und Vorhersagbarkeit treibt uns in verbindliche Beziehungen. Gleichzeitig haben wir jedoch ein ebenso starkes Bedürfnis nach Abenteuer und Nervenkitzel. Wir finden großen Gefallen am Trost der verbindlichen Liebe, aber wir wollen beides, die Gemütlichkeit und die Spannung, die Vertrautheit und das Neue.

Wenn Nadia und Johann in meine Sprechstunde kommen, lautet ihre Standard-Eröffnungsformel: »Wir lieben uns sehr, aber wir haben keinen Sex.« Sie beschreiben ihre Beziehung als offen und liebevoll, aber in sexueller Hinsicht völlig ereignislos, und sie erzählen mir von dem Paradox zwischen ihrem Bedürfnis nach Sicherheit und Vorhersagbarkeit sowie ihrer Sehnsucht nach Aufregung und Geheimnisvollem.

Wenn Kinder ins Spiel kommen, erhalten Sicherheit und Stabilität eine völlig neue Bedeutung. Damit Kinder genug Selbstvertrauen entwickeln, in die Welt hinausgehen und das Leben selbstständig erforschen können, brauchen sie eine sichere Basis. Das Elternsein verlangt, dass wir solide werden, uns zuverlässig und verantwortungsvoll zeigen. Wir schlagen Wurzeln, damit unsere Kinder lernen können, zu fliegen. Wir tun es für unsere Kinder, aber wir tun es auch für uns selbst. Weil das Elternsein so viel Unbekanntes birgt, versuchen wir, so viel Sicherheit zu schaffen, wie wir nur können. Indem wir feste Strukturen schaffen, wollen wir das Unvorhersehbare unter Kontrolle bekommen. Gleichzeitig legen wir alles ab, was wir als unseriös, unreif, verantwortungslos, leichtsinnig, maßlos und unproduktiv ansehen, denn es würde mit der Aufgabe, die sich uns stellt – eine Familie aufzubauen – kollidieren. »Ich hab' mein Motorrad abgeschafft, als Jimmy zur Welt kam. Ich kann es mir nicht mehr leisten, bei einem Motorradunfall zu sterben.« »Partys bis 5 Uhr morgens sind für mich nicht mehr drin. Nicht, wenn ich um 5 Uhr 30 aufstehen muss – oder um 6 Uhr 15, wenn das Kleine mal gnädig ist.«

Das Familienleben gedeiht in einer Atmosphäre von Geborgenheit und Beständigkeit. Die Erotik aber weilt dort, wo es Unvorhersehbarkeit, Spontaneität und Risiko gibt. Eros ist eine Kraft, die sich nicht gerne einengen lässt. Wird sie durch Wiederholung, Gewohnheit oder feste Regeln gezähmt, stirbt sie ab. Kurz: Gegen all das, was die Erotik braucht, wehrt sich die Familie.

Die Eltern-AG

Viele von uns sind von ihrer Elternrolle so aufgesogen, dass sie gar nicht mehr ausbrechen könnten, auch wenn sie es dürften. »Ich wusste, dass wir ein Problem haben, als ich mir nicht mehr vorstellen konnte, Sex zu haben, wenn das Spielzeug noch nicht aufgeräumt ist«, gibt meine Patientin Nadia zögernd zu. »Und dann gibt es ja auch noch das dreckige Geschirr, die schmutzige Wäsche, den unerledigten Schriftkram, den bewegungsbedürftigen Hund. Die Liste hört niemals auf. Irgendwie scheinen die Haushaltungspflichten jedenfalls immer die Oberhand zu gewinnen und die Intimität zwischen Johann und mir den Kürzeren zu ziehen. Wenn mich jemand fragen würde: ›Was würdest du lieber tun, dich um die schmutzige Wäsche kümmern oder mit deinem Mann ins Bett gehen?‹, würde ich natürlich den Sex wählen. Doch wie sieht es im wirklichen Leben aus? Ich schiebe Johann weg und greife nach der Spülbürste.«

Es ist leicht, über die Besessenheit mit der schmutzigen Wäsche die Nase zu rümpfen, doch habe ich viele Mütter kennengelernt, die, wie Nadia, über die ewige Hausarbeit schimpften, sich aber gleichzeitig gezwungen fühlten, dem ordentlichen Haushalt als Ikone der erfolgreichen Mutterschaft zu huldigen. Sie fühlten sich zur Sauberkeit so unwiderstehlich hingezogen, als könnte die äußere Ordnung inneren Frieden bringen. Und in gewissem Maße tut sie das auch. Die »to do«-Liste mag noch so viel Widerwillen erzeugen – Dinge zu erledigen hat etwas, das Müttern ein Gefühl von Kontrolle und Tüchtigkeit gibt. Genug Müsliriegel, um die Zwischenmahlzeiten von drei Wochen zu bestreiten, saubere Wandschränke und Kinderschuhe in den zwei nächst höheren Größen – das sind unmittelbare, messbare Ergebnisse, die so viel leichter zu handhaben sind als die nach oben hin offenen Schrecken und Probleme der Kindererziehung.

»Mit einem fünfjährigen und einem zweijährigen Kind bin ich an sieben Tagen 24 Stunden lang im Einsatz«, sagt Nadia. »Wenn dann mal ein bisschen Zeit übrig bleibt, will ich sie einfach für mich haben. Kommt mein Freund dann auf mich zu, habe ich das Gefühl, da ist noch jemand, der etwas von mir will. Ich weiß, er meint das ganz anders, aber ich fühle es so. Ich habe einfach nichts mehr zu geben.«

»Vermissen Sie nicht auch die Nähe?«, frage ich sie. Sie zuckt mit den Schultern. »Nicht wirklich. Ich denke immer, die kommt schon wieder. Aber ich kann nicht sagen, dass ich sie vermissen würde.«

Nadia ist eine Frau, die so stark damit beschäftigt ist, für andere zu sorgen, dass sie, wenn ihr Mann eine sexuelle Begegnung initiiert, Angebot und Nachfrage verwechselt. Sie kann seine Annäherungsversuche nicht als Einladung sehen, sondern reagiert darauf wie auf eine weitere Anforderung. Anstatt den Mann zu sehen, reagiert sie auf ihn, als wäre er ein weiteres Kind, das etwas von ihr will. »Ich habe schon zwei Kinder, da brauche ich kein drittes mehr.« Sie kann nicht verstehen, dass sein Wunsch nach sexueller Nähe ganz natürlich ist, dass er nicht nur sie im Blick hat, sondern auch sie beide als Paar. Leider ist Johann wiederum in eine weit verbreitete Falle getappt, wo ein Angebot sich rasch in Bevormundung verwandelt: »Ich habe dich heute morgen ausschlafen lassen, Frühstück für die Kinder gemacht und

¹ Antidot = Gegenmittel (d. Red.)

mit ihnen auf dem Spielplatz getobt, damit du zum Yoga gehen kannst, da müsste es dir doch jetzt besser gehen – vielleicht kann ich dann heute Abend etwas von dir bekommen.« Das führt natürlich direkt in die Katastrophe.

Der umgeleitete Eros

In ihrer Not spricht Nadia für viele Frauen. »Nach einem langen Tag, an dem ich mich ausschließlich um die Kinder gekümmert habe, möchte ich nur noch in Ruhe gelassen werden. Ich habe nichts mehr zu geben.«

In der Körperlichkeit zwischen Mutter und Kind liegt eine Vielzahl sinnlicher Erfahrungen. Wir streicheln die seidige Babyhaut, wir küssen, umarmen, wiegen. Wir knabbern an den kleinen Zehen, das Baby berührt unser Gesicht, wir lecken die kleinen Finger ab, das Baby beißt uns, wenn es Zähne bekommt. Wir sind von unserem Kind fasziniert und können es stundenlang anschauen. Wenn es uns mit seinen großen Augen anschaut, sind wir völlig vernarrt, und das Gleiche scheint auch umgekehrt zuzutreffen.

Diese selige Verschmelzung hat eine verblüffende Ähnlichkeit zu der körperlichen Verbindung zwischen Liebenden. Wenn Nadia die erste Verliebtheitsphase in ihrer Beziehung zu Johann beschreibt – lange Blicke, Wochenenden im Bett, Babysprache, Zehen knabbern –, sind die Parallelen tatsächlich nicht zu übersehen. Und wenn sie sagt: »Am Ende des Tages habe ich nichts mehr zu geben«, glaube ich ihr. Gleichzeitig bin ich aber auch zu der Überzeugung gelangt, dass sie am Ende des Tages möglicherweise gar nichts mehr braucht.

Viele Paare seufzen aus Erfahrung: »Sex und kleine Kinder, das geht einfach nicht zusammen.« Wenn wir uns Erotik nicht als bloßen Sex vorstellen, sondern als prickelnde, kreative Energie, dann sehen wir Familien, in denen der erotische Puls durchaus lebendig schlägt, aber nur auf die Kinder gerichtet ist: Die Eltern sind ständig auf der Suche nach neuen Abenteuern, die sie mit ihren Kindern erleben können – Basteleien, Besuche in Puppentheatern, Ausflüge in Erlebnisparcs –, während sie selbst sich mit dem Altbewährten begnügen (jeden Samstagabend das gleiche Programm: erst ins Kino, dann ins Restaurant). Die Kinder sind nach der letzten Mode gekleidet, doch die Eltern laufen in Kleidern herum, deren ursprüngliche Farbe man kaum noch erkennen kann. Mit den Kindern wird ausgiebig geschult und geschmust, die Erwachsenen müssen von ein paar kurzen, flüchtigen Küssen leben. Die elterliche Liebe vibriert vor Vitalität. Die spielerische Energie ist nicht verschwunden, aber sie findet nur noch in der Beziehung zu den Kindern statt. Sie sind jetzt das Abenteuer.

Der Übergang zum Elternsein erfordert eine neue Verteilung der Ressourcen, der emotionalen ebenso wie der materiellen. Verspieltheit, Fantasie, Vorfremde und der Reiz des Neuen, Geheimnisvollen sind allesamt Schlüsselbestandteile der Erotik. Selbstverständlich bereichern sie das Leben von Kindern – ab einem bestimmten Punkt ist es aber äußerst wichtig, einen Teil dieser Energie wieder auf das Paar zu lenken.

Nadia ist vom Muttersein so eingenommen, dass sie den Wert, der Johanns sexuellen Annäherungen doch innewohnt, allzu rasch abtut. Aus meiner Sicht sorgt Johann damit für eine ständige Erinnerung daran, dass erotische Intimität wichtig ist.

Immer wieder erlebe ich, dass diejenigen, die die Rolle der primären Betreuungsperson für die Kinder übernehmen, ganz ähnliche Veränderungen durchmachen, wie wir sie bei Nadia sehen. Sie tauchen völlig ein in das Leben und den Rhythmus der Kinder, verlieren sich selbst dabei und haben immer größere Schwierigkeiten damit, sich von den Haushaltspflichten freizumachen (ein Zwang, der zugleich frustrierend ist und für Erdung sorgt).

Die Rolle des autonomen Elternteils ist es, die primäre Betreuungsperson von den Kindern loszueisen und die Energie wieder auf das Paar zurückzulenken. »Lass doch jetzt mal das Spielzeug liegen, niemand verleiht dir dafür einen Orden, leg dich lieber mal ein bisschen hin.« »Du brauchst jetzt keine Crêpes mehr zu backen, du hast heute genug getan.« »Die Kinder spielen gerade so schön im Garten. Lass uns zehn Minuten hinsetzen und zusammen ein Glas Wein trinken, ehe sie zurückkommen.« Es handelt sich dabei um eine sehr verdienstvolle Reorganisation des Familiensystems, bei der ein Elternteil an der Frontlinie kämpft und der andere das Feuer bewacht. Es ist ein anderer Ansatz zur traditionellen »Arbeitsteilung«, der die gemeinsame Verantwortung und die Partnerschaftlichkeit betont sowie die wechselseitig voneinander abhängigen Handlungsspielräume beider Elternteile würdigt. Meine Arbeit mit schwulen und lesbischen Paaren hat bei mir zu der Erkenntnis geführt, dass diese Dynamik einsetzt, sobald ein Elternteil überwiegend für die Kinder sorgt, unabhängig vom jeweiligen Geschlecht.

Mit und durch Johann kann Nadia beginnen, sich aus der symbiotischen Verflechtung mit ihren Kindern zu lösen und einen Teil ihrer Energie wieder auf sich selbst und ihre Beziehung zu richten. Wenn der Vater auf die Mutter zugeht und die Mutter dies anerkennt und ihre Aufmerksamkeit neu fokussiert, kann sich die gesamte Familie neu ausbalancieren. Es werden Grenzen gezogen und neue Regeln installiert, um Territorien abzustecken, die allein den Erwachsenen vorbehalten sind. Zeit, Ressourcen, Verspieltheit und Spaß werden neu verteilt und die Libido wird aus dem erzwungenen Ruhezustand befreit.

Der Kultstatus von Kindern

Nadias Notlage resultiert aber nicht nur daraus, wie sie persönlich die Mutterrolle ausfüllt. Sie spiegelt auch die historisch beispiellose, zentrale Bedeutung wider, die wir Kindern seit einiger Zeit in der westlichen Welt beimessen. Früher einmal dienten Kinder der wirtschaftlichen Absicherung, heute sind sie eine wirtschaftliche Belastung. Früher halfen sie bei der Arbeit, heute geben sie uns Lebenssinn. Wir umgeben Kinder mit einer sentimentalisierten Idealisierung und einer Kultur der Ausbildung und Erziehung, die erhebliche emotionale und materielle Ressourcen erfordert. Und diese Überhöhung der Kinder entwickelt sich vor dem Hintergrund des romantisierten Ehebilds. Nicht nur wollen wir perfekte Eltern sein und unseren Kindern alles geben, wir wollen auch, dass unsere Ehe glücklich, erfüllt, sexuell prickelnd und emotional intim ist.

Tatsächlich hängt ja in unserer Kultur das Überleben der Familie vom Glück des Paares ab. Die ideale Beziehung zu kultivieren erfordert jedoch viel Sorgfalt und Aufmerksamkeit, und dies wiederum konkurriert ganz direkt mit dem Anspruch der »Vollzeiterntern«, den viele von uns verfolgen. Utopische Romantik reibt sich mit den Realitäten des Familienlebens.

Viele der Paare, die in meine Sprechstunde kommen, haben aufgehört, ihren eigenen Bedürfnissen nachzugehen. Einfach gesagt nehmen sie sich nicht die Zeit und den Raum, den sie bräuchten, um zur Ruhe zu kommen, sich neu zu ordnen und zu regenerieren, als Individuum ebenso wie als Liebespaar. Sie sind nicht mehr primär aufeinander bezogen und wenden sich den Kindern zu, um zu kompensieren, was ihnen fehlt. Über die Jahre ist mir klar geworden, dass die zentrale Ausrichtung auf das Kind nicht bloß eine Frage des Lebensstils ist. Manchmal ist es auch eine emotionale Konfiguration. Kinder sind tatsächlich eine Kraftquelle für Erwachsene. Ihre bedingungslose Liebe und totale Hingabe wirken enorm sinnstiftend. Das Problem entsteht, wenn wir von ihnen haben wollen, was wir nicht mehr voneinander bekommen: das Gefühl, dass wir etwas Besonderes sind, dass wir geliebt werden, dass wir nicht allein dastehen. Wenn wir diese emotionalen Erwachsenenbedürfnisse auf unsere Kinder übertragen,bürden wir ihnen eine allzu große Last auf. Um sich sicher zu fühlen, müssen Kinder wissen, dass ihre Allmacht ebenso begrenzt ist wie das, was unausgesprochen von ihnen verlangt wird. Für sie ist es wichtig, dass wir unsere eigenen Liebesbeziehungen haben, welche Formen diese auch immer annehmen mögen. Wenn wir emotional und sexuell befriedigt sind (zumindest einigermaßen, wir wollen ja nicht übertreiben), können wir unseren Kindern erlauben, ihre eigene Unabhängigkeit zu entfalten und dabei Freiheit und Unterstützung zu erfahren. Wenn Nadia und Johann ihren alten »Drive« wiederfinden wollen, müssen sie sich von der unverhältnismäßig starken Konzentration auf ihre Kinder freimachen, und zwar sowohl emotional als auch bei der ganz praktischen Lebensplanung. Auf der umfangreichen Liste all der Dinge, die Kinder brauchen, dürfen sexuell aktive Eltern keinesfalls fehlen.

So wünschenswert Spontaneität ist, die Realität des Familienlebens erfordert eine gewisse Planung. Paare ohne Kinder können aus dem Moment heraus sexuelle Begegnungen initiieren, Eltern müssen da praktischer denken. Ganz egal, ob das Paar einen regelmäßigen Abend zu zweit plant, alle paar Monate einen Wochenendausflug ohne Kinder unternimmt oder auch nur ab und zu eine halbe Stunde im Auto herauschinden kann – wichtig ist, dass es erotisches Territorium für sich absteckt. Wesentlichstes Merkmal dieses Territoriums ist, dass sich das Paar darin nicht als verantwortungsbewusste Bürger, Teilhaber der Familien-AG oder als Mama und Papa begegnet, sondern als Liebespaar, das sich nach Lust und Nähe sehnt. Was in diesem Territorium geschieht, ist völlig offen, doch dass es diesen Raum gibt, ist Absicht; Sex kann es, muss es aber nicht geben.

Vereinbarter Sex ist vorsätzlicher Sex – er geschieht willentlich und absichtlich. So viel Vorausplanung mag prosaisch erscheinen, doch hinter der Absichtlichkeit steckt auch Wertschätzung. Wenn Sie Sex planen, versichern Sie sich gegenseitig Ihrer erotischen Bindung. Sehr viel anders haben Sie es sicherlich nicht gemacht, als Sie sich kennenlernten. Stellen Sie sich die Planungsphase als – von 20 Minuten auf zwei Tage – verlängertes Vorspiel vor.

Das Vorausplanen hat sich auch für Nadia als äußerst nützlich erwiesen. »Ich muss regelmäßig ausgehen. Ich möchte etwas essen, das jemand anders gekocht hat, von einem Teller, den jemand anders abspülen wird. Wenn wir ausgehen, sprechen wir miteinander, wir küssen uns und lachen viel. Wir können auch mal einen Satz zu Ende bringen, ohne ständig unterbrochen zu werden. Er schenkt mir seine volle Aufmerksamkeit, dann fühle ich mich sexy.«

Regelmäßige Rendezvous ermöglichen Nadia nicht nur, die emotionale Verbindung zu Johann aufrechtzuerhalten, sie helfen ihr auch, den Übergang von der Vollzeitmutter zur Geliebten zu schaffen. Immer für andere da zu sein, sich nach den Bedürfnissen der Familie zu richten und über die Betreuerinnenrolle definiert zu werden macht es ihr schwer, die Frau zu ihrem Recht kommen zu lassen, die in der Mutter steckt, sich selbst zu erlauben, einfach nur sexuell erregt zu sein. Einigen reicht es aus, das T-Shirt mit den Milchflecken auszuziehen, um den Übergang zu schaffen, andere müssen das Haus verlassen und – ganz real oder zumindest in der Vorstellung – einen anderen Ort aufsuchen.

Viele Frauen ringen darum, Sexualität und Muttersein zu integrieren. Wir leben in einer Kultur, die mütterliche Hingabe mit Selbstlosigkeit gleichsetzt: Selbstaufopferung, Selbstaufgabe, Selbstverleugnung. Sie geben ihre Freiheit und ihre Unabhängigkeit auf – beides wichtige Eckpfeiler des sexuellen Verlangens. Schwangerschaft, Geburt, Stillen und Mutterschaft verändern die sexuelle Identität. Meine Arbeit mit Frauen zielt darauf ab, den Fokus von der Selbstverleugnung zur Selbsterkenntnis zu verschieben. Gemeinsam loten wir aus, wie sich ein Recht auf Lust umsetzen lässt – mit dem ihm innewohnenden Aspekt der Selbstbezogenheit –, ohne das Gefühl, eine schlechte Mutter zu sein.

Sexualität und Elternschaft

Das Elternsein erreichen wir heute in der Regel mit einer voll entwickelten sexuellen Identität. Als die Sexualität von der Fortpflanzung getrennt wurde, war dies ein Gewinn für uns alle. Für die »Babyboomer« und alle, die danach kamen, wirkt die Elternschaft auf ihren liberalen, auf Selbstverwirklichung angelegten Lebensstil als echter Störfaktor. Die plötzliche Durststrecke ist umso ärgerlicher, weil wir etwas haben, womit wir sie vergleichen können. »Du hattest doch früher Spaß am Sex«, »Damals haben wir stundenlang im Bett gelegen«, »Ich wusste genau, wie ich dich anturnen konnte«, sind Klagen, die ich häufig höre. Wir sind ebenso verblüfft wie ärgerlich, wenn die Elternrolle dermaßen als Spaßbremse wirkt. Sowohl Männer als auch Frauen sind von diesen Veränderungen betroffen, wenn auch nicht auf die gleiche Weise und sicherlich auch nicht im gleichen Maße. Die sexuelle Befreiung der Frauen muss die Schwelle zur Mutterschaft erst noch überqueren. Das Mutterbild hat die ihm von jeher anhaftende, moralistische Aura der Heiligsprechung noch nicht verloren. Die Desexualisierung der Mutter ist ein Überbleibsel traditioneller patriarchalischer Kulturen, was die sexuelle Unsichtbarkeit moderner, westlicher Mütter besonders auffällig macht. Das kulturelle Vermächtnis, das der Mutterschaft ihre sexuellen Komponenten abspricht und die Überzeugung vermittelt, dass Lust und mütterliche Pflicht miteinander im unlösbaren Widerspruch stehen, ist noch nicht überwunden. Obgleich diese Mentalität allgegenwärtig ist, gibt es viele Frauen, die sich tagtäglich dagegen auflehnen. Für sie ist die Mutterschaft mit einem erst jetzt gefundenen sexuellen Selbstverständnis verbunden, mit einer neuen Fraulichkeit, der Wiedergenesung eines verwundeten Körpers.

Einige Frauen sagen mir, dass sie es, nachdem sie den ganzen Tag gestillt, Kinder herumgetragen, Windeln gewechselt, Spielzeug aufgeräumt und Babybrei gekocht haben, kaum erwarten können, sich hübsch zu machen,

den Mutterkörper ins Bett zu schicken und sich ganz ihrem wachsenden Verlangen hinzugeben.

Mit der Mutter meiner Kinder kann ich »es« nicht tun

Für jeden Mann, der sich sexuell vernachlässigt fühlt, wenn seine Frau ein Kind bekommt, gibt es einen Mann, dessen Libido sich auf dem Weg vom Kreißsaal nach Hause verabschiedet. Er kann die Mutter seiner Kinder nicht mehr mit erotischen Augen sehen. Der Konflikt hat tiefe psychische Wurzeln. Es fühlt sich zu regressiv, zu inzestuös, zu ödipal an, mit der Mutter der eigenen Kinder ins Bett zu gehen. Die Geschichte taucht in vielen Variationen auf, einige davon ganz direkt, andere kaum zu erkennen. Den Inbegriff der »Heilige oder Hure«-Geschichte hörte ich vor einigen Jahren in meiner Sprechstunde:

Carla und Leo hatten zwei Söhne, elf und 14 Jahre alt. Dass Leo sexuelle Begeisterung für seine Frau hatte zeigen können, lag Jahre zurück. Carla war verzweifelt. Sie hatte es mit Reizwäsche, Masturbation und Affären versucht. Was sie aber wirklich wollte, war, dass Leo sie beehrte. Ich sprach mit Leo über das Absterben seines Verlangens für seine Frau und ganz allmählich stießen wir zu der Ursache vor. Wie Robert De Niro in dem Film *Reine Nervensache* hatte er das Gefühl, purer, lustvoller Sex sei etwas, das man mit der Frau, die man liebt und respektiert, einfach nicht mache. Eines Tages überraschte ihn Carla mit der Frage: »Soll ich dir einen blasen?« »Ja, natürlich«, antwortete er. »Normal oder spezial?«, fragte sie weiter. »Spezial natürlich«, gab er zurück. Also verschaffte sie ihm das himmlische Vergnügen. Als sie fertig war, sagte sie: »Das kostet dich 100 Dollar. Dann wirst du mich hoffentlich nicht mehr mit der Mutter deiner Kinder verwechseln.« Mit einem schlaunen Streich hatte sie das ganze Dilemma zugleich auf den Punkt gebracht und außer Kraft gesetzt. Sie hatte einen Weg aufgezeigt, wie man die Geliebte in der Mutter zum Vorschein bringen kann.

Den Belagerungsring durchbrechen

Wenn wir Eltern werden und eine eigene Familie gründen, ruft dies sofort Erinnerungen an die Familie wach, in der wir aufgewachsen sind. Um sich selbst besser zu verstehen, können Sie über die folgenden Fragen nachdenken: Welche Rolle spielte die Sexualität in meiner Herkunftsfamilie? Wurde sie beim Namen genannt, wurde offen darüber gesprochen, wurden darüber Witze gemacht, wurde sie nur in Form von Andeutungen erwähnt? Wurden Grenzen verletzt? Wurde die Sexualität als natürlicher, schöner, akzeptabler Teil des Lebens angesehen? Oder wurde sie in Scham und Schuld eingehüllt? Waren Ihre Eltern zärtlich zueinander? Wurden Ihre Bedürfnisse respektiert oder mussten Sie ständig die Bedürfnisse anderer erfüllen? Wurde Ihnen erlaubt, Spaß zu haben, glücklich zu sein? Wann haben Sie sich am freiesten gefühlt? Gab es Nacktheit? Sinnlichkeit?

Viele Menschen lernen in ihrer Jugend, ihren Körper, ihre erwachende Sexualität und ihre erotischen Träume zu verbergen. Dass das Vergnügen heimlich stattfinden muss, ist eine zentrale Komponente unserer sexuellen Sozialisation. Wir können uns an die Scham erinnern, die wir als Kind empfanden, als wir in einem köstlichen Moment der erotischen Selbsterforschung ertappt wurden, und an den Wider-

willen auf den Gesichtern unserer Eltern, als sie sagten: »Hör sofort auf damit.« Selbst diejenigen von uns, die das Glück hatten, Eltern zu besitzen, die immerhin gelten ließen, dass sexuelle Spiele Wohlgefühl erzeugen, zucken innerlich noch heute zusammen, wenn sie an die Ermahnung zurückdenken, es wenigstens »für sich zu behalten«. Es ist schwer, Dinge nach außen zu tragen, die wir jahrelang verbergen mussten. In der Familie gibt es viele Anlässe, uns sexuell zu verschließen. Kinder, die ihre Eltern dabei beobachten, wie sie ihre Zuneigung ganz selbstverständlich auch körperlich zum Ausdruck bringen (natürlich diskret und innerhalb angemessener Grenzen), können später die eigene Sexualität mit größerer Wahrscheinlichkeit mit der gesunden Kombination aus Respekt, Verantwortungsgefühl und Neugierde annehmen, die sie verdient hat. Indem wir unsere Sexualität zensurieren, unser Verlangen zügeln oder ihm ganz und gar abschwören, geben wir unsere Hemmungen in ungeschmälterter Form an die nächste Generation weiter.

Ein großer Teil meiner therapeutischen Arbeit mit Paaren dreht sich darum, die Scham und die Angst anzusprechen, die mit der Sexualität verbunden sind und dazu führen, dass sie sich voneinander zurückziehen, aus Angst, bewertet und zurückgewiesen zu werden. Ich erteile Erlaubnisse, mindere Ängste, normalisiere Fantasien und Wünsche und hinterfrage die durch ein negatives Körperbild entstehende verzerrte Selbstwahrnehmung. Zusammen legen wir die Geheimnisse und das Schweigen frei, von denen die Sexualerziehung so oft begleitet wird, und konfrontieren uns mit den kulturellen und familiären Botschaften, die dem erotischen Ausdruck entgegenstehen. Therapie ist ein Prozess, in dem wir unsere Sexualität erweitern können. Dies gelingt, indem wir Hemmungen abstreifen, uns zur Bejahung der eigenen Körperlichkeit ermutigen und neue Grenzen aushandeln. Schritt für Schritt geht der Lernprozess voran. Wie lange er dauert, hängt ganz allein davon ab, wie viel Zeit das jeweilige Paar benötigt.

Es gibt so viele Gründe dafür, die Sexualität abzuschreiben, dass diejenigen, die es nicht tun, wahre Helden sind. Das tapfere, entschlossene Paar, das seine erotische Verbindung lebendig erhält, ist vor allem ein Paar, das die Sexualität wertschätzt. Wenn es spürt, dass die Lust in eine Krise gerät, wird es emsig und startet mit Elan eifrige Wiederbelebungsversuche. Sie wissen, dass es nicht die Kinder sind, die die Flamme des Begehrens auslöschen. Es liegt an den Erwachsenen, die es versäumen, den Funken am Leben zu erhalten.

Esther Perel

*Übersetzung aus dem Englischen:
Irmela Erckenbrecht, Nörten-Hardenberg*



Esther Perel ist seit über 20 Jahren Psychotherapeutin in New York. Paartherapie, interkulturelle Beziehungen sowie Kultur und Sexualität sind Themengebiete, auf denen sie als anerkannte Autorität ausgewiesen ist. Esther Perel spricht neun Sprachen und wird rund um den Globus als Keynote Speaker geschätzt. Sie arbeitet in der Family Studies Unit, Department of Psychiatry am New York University Medical Center und im International Trauma Studies Program, das an die Columbia University angegliedert ist. Sie ist Mitglied der American Family Therapy Academy und der Society for Sex Therapy and Research.

Kontakt:

www.estherperel.com

Männer heute: Geschlechteridentitäten und Verhaltensmuster. Zentrale Ergebnisse einer Repräsentativbefragung

2007 befragte das sozialwissenschaftliche Institut Sinus Sociovision im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) 1435 Männer zu ihren Männlichkeitsbildern, ihrer Einstellung zum Thema Gleichstellung und ihrer tatsächlichen Beteiligung an Hausarbeit und Kinderbetreuung. Der folgende Beitrag fasst einige zentrale Ergebnisse dieser Repräsentativuntersuchung (vgl. WIPPERMANN et al. 2009) zusammen.

Einführung

Populäre Zeitdiagnosen stellen oft fest: Männer haben heute zwar noch Pfründe, aber sie sind in einer Krise, sind häufig in der Defensive und auf der Suche nach Orientierung. Daran schließen sich Fragen an wie: Sind Männer heute angesichts der »neuen F-Klasse« (DORN 2006)¹ und der selbstbewussten »Frauen auf dem Sprung« (ALLMENDINGER 2009) irritiert und gleichzeitig herausgefordert zum Aufbruch ins Ungewisse und scheinbar Unattraktive (der Hausarbeit und Kinderversorgung)? Sind Männer gar zutiefst verunsichert? Sind sie angesichts ihrer überkommenen und erodierenden Rollenidentität, trotz der vielfältigen gesellschaftlichen Diskussion, bisher vergeblich auf der Suche nach einem neuen Männerleitbild? Führt das Selbstbewusstsein emanzipierter (post-)moderner Frauen zu einer Identitätskrise des männlichen Geschlechts? Tauscht das vormals »starke Geschlecht« mit dem vormals »schwachen Geschlecht« die Rollen?

Solche Fragen sind derzeit aktuell. Beantwortet werden sie in der Regel wie folgt: Heute sind Frauen selbstbewusst, dynamisch und mit klaren Zielen in der Offensive. Männer

hingegen reagieren zunehmend verunsichert, sind zwischen mehreren unvereinbaren Zielen hin- und hergerissen, in einer Krise ihrer (Geschlechts- und Partnerschafts-)Identität sowie ihrer Rollen in Familie, Beruf, Vereinen etc. Während man Frauen sukzessive den Weg ebnet, um Familie und Karriere zu vereinbaren und um die noch bestehende »gläserne Decke« für den beruflichen Aufstieg in Führungspositionen zu durchbrechen, sollen Männer neben ihrer Pflicht als (Haupt-)Ernährer mehr für die Erledigung im Haushalt tun, mehr für die Kinder da sein, klassische »weibliche« Eigenschaften bei sich entdecken und zeigen, aber auch weiter ihre männlichen Attribute behalten. Man hat den Eindruck, Frauen seien auf dem Weg zu Gleichstellung und zu einer ganzheitlichen Identität bereits wesentlich weiter als Männer, die in diesem Prozess noch recht am Anfang stehen.

Aber wird dieser Diskurs der Alltagswirklichkeit gerecht? Sicher hat sich im Selbstbild und Lebensentwurf der Männer etwas getan. Im Zuge der Frauenbewegung wurden nicht nur die tradierten Leitbilder von Weiblichkeit aufgebrochen, auch das traditionelle Männlichkeitsmodell geriet mehr und mehr in den Fokus des öffentlichen Diskurses. Die Einschätzung sich weiter wandelnder Rollenbilder mündete in der Rede vom »neuen Mann«, der sich deutlich distanziert von der patriarchalischen Rolle des unangefochtenen Familienoberhaupts, des einzigen Ernährers und Entscheidungsträgers der Familie. Aber: Es bedarf keiner starken soziologischen Lupe, um zu erkennen, dass das traditionelle Männerbild nicht gänzlich aus der Gesellschaft verschwunden ist.

Das Sinus-Institut hat im Auftrag der Abteilung »Gleichstellung« des BMFSFJ daher auf breiter empirischer Basis

1. das Spannungsfeld an Männlichkeitsbildern und – damit eng verknüpft – Einstellungen zur Gleichstellung von Männern und Frauen aus der subjektiven Perspektive der Männer untersucht,
2. die Verhaltensmuster von Männern in Bezug auf Haushaltsaufgaben erforscht und
3. in den Blick genommen, inwiefern sich die Einstellung der Männer auch im Verhalten – konkret: bei den alltäglichen Haushaltsaufgaben – niederschlägt.

Dieser Artikel fasst einige zentrale Befunde dieser repräsentativ angelegten Studie zusammen.²

1 »Ein neuer Begriff muss gefunden werden für Frauen, die neue Wege zwischen Feminismus und Karriere gehen. Es geht um »Klasse-Frauen«. Warum den Spieß also nicht umdrehen, warum aus dem lax Dahergesagten nicht einen Begriff machen?«, so Thea Dorn in der Vorbemerkung zu ihrem Buch, d. Red.

2 Die methodische Anlage kann hier nur in aller Kürze skizziert werden: Die sozialwissenschaftliche Rekonstruktion der Rollenbilder bzw. Selbstentwürfe erfolgte zunächst über umfangreiche qualitative Einzelexplorationen und Gruppenwerkstätten mit Männern sowie anschließend quantitativ im Rahmen einer standardisierten Repräsentativbefragung, in der Männer (u.a.) gefragt wurden, welche Eigenschaften sie an Männern sympathisch finden. Diese Gender-Sympathie hat die Funktion eines Indikators für die Geschlechtsidentität (wohl wissend, dass die Geschlechtsidentität damit nicht erschöpfend erfasst ist, dennoch aber wichtige Hinweise auf das Rollenbild liefert). Die empirische Analyse von Verhaltensmustern fokussierte die Erledigung von Aufgaben im Haushalt. Männer wurden dahin gehend gruppiert, ob und welche Aufgaben sie im Haushalt erledigen. Sowohl bei der Untersuchung der Geschlechtsidentität als auch des Verhaltens konnten über Clusteranalysen jeweils vier Basistypen identifiziert werden. Die repräsentativen Stichproben wurden bundesweit nach dem ADM-Mastersample gezogen. Grundgesamtheit war die deutschsprachige Wohnbevölkerung ab 18 Jahren in Privathaushalten.

Dominante Geschlechteridentitäten bei Männern heute

Die Untersuchung der derzeit dominanten Geschlechteridentitäten zeigt ein breites Spektrum an »Männertypen«. Auf Basis der standardisierten Befragung konnten vier Haupttypen identifiziert beziehungsweise quantifiziert werden:

- starker Haupternährer der Familie (23%)
- Lifestyle-Macho (14%)
- moderner »neuer« Mann (32%)
- postmodern-flexibler Mann (31%).

Die beiden erstgenannten Typen reproduzieren nach wie vor ein traditionelles Geschlechterverständnis. Die fortschrittlichen Typen 3 und 4 machen jedoch die Mehrzahl der Männer aus (über 60%), sie stehen in Opposition zum traditionellen Männerbild und stellen Manifestationen der Chiffre vom »neuen Mann« dar. Die Typenbezeichnungen vermitteln eine Ahnung, worum es diesen Männern geht. Ein wichtiger Befund ist, dass die – bisweilen populäre – Zweiteilung »traditioneller Mann versus moderner Mann« zu kurz greift und der komplexen Wirklichkeit der Männer und ihrer Entwicklung nicht gerecht wird.

Tabelle 1 gibt einen Überblick darüber, was für die jeweils identifizierten Typen einen sympathischen Mann beziehungsweise eine sympathische Frau ausmacht, wie die Einstellung zur Gleichstellung bei den einzelnen Typen ist und in welchen gesellschaftlichen Segmenten sie vorwiegend zu finden sind.

Betrachtet man die Verteilung dieser vier Basistypen, dann überrascht, dass der traditionell anmutende Typus des »starken Haupternährers der Familie« nurmehr bei knapp einem Viertel der Männer das Leitbild ist. Wichtig ist festzustellen, dass der Prozess der Emanzipation und des Wandels von Rollenbildern bereits einige Dekaden dauert, dass es aber weiter einen vermeintlichen »Anti-Typus« gibt, der hier als »Lifestyle-Macho« charakterisiert ist. Es wäre zu kurz gegriffen, diese Männer vorschnell als »Relikte« oder »Unverbesserliche« zu diskreditieren. Die Tatsache, dass eine große

Gruppe von 14% aller Männer dieses Leitbild hat und diese Männer sich keineswegs nur in der Unterschicht, sondern auch – und gerade – im gehobenen Segment der Gesellschaft befinden (aber kaum in der Mitte), muss nachdenklich stimmen und führt zur Frage, welche Funktion dieses Leitbild hat und warum es gerade heute so attraktiv ist.

Die medial und wissenschaftlich derzeit inflationär kolportierte Rede vom »modernen neuen Mann« ist keineswegs eine Schimäre, sondern hat ein Fundament in der Wirklichkeit der Männer. So verheißungsvoll wie diffus dieses Leitbild auch noch ist: Ein Drittel aller Männer zeigt eine starke Orientierung in diese Richtung. Von diesem »neuen Mann« aber zu unterscheiden ist ein Typus, der in der medialen Öffentlichkeit bisher kaum beschrieben und von der (alten wie neuen) Frauenbewegung schon gar nicht für sich reklamiert wird. Wir haben diesen Männertypus als »postmodern-flexibel« bezeichnet. Damit soll signalisiert werden, dass diese Männer sich – wie die neuen Männer – auf einer Reise befinden, aber eben nicht mehr nach der Maxime, dass es ein konsistentes und für alle Lebenslagen und Alltagssituationen verbindliches Selbstbild und Rollenmuster geben müsse und das Ziel bereits feststehe.

Männer im Haushalt: Verhaltensmuster

Im Hinblick auf die Rollenaufteilung bei Haushaltsaufgaben lassen sich verschiedene »Verhaltenstypen« identifizieren beziehungsweise quantifizieren. Im Unterschied zu den etwa gleich verteilten prozentualen Anteilen bei der Typologie der Geschlechteridentität fällt auf, dass sich die Anteile bei den Verhaltenstypen deutlich stärker unterscheiden (s. Tab. 2).

Der in der Gesellschaft derzeit dominante Verhaltenstypus ist der der »selektiven Mitarbeit zur Entlastung der Frau« (49%): Hier ist die Frau die Hauptzuständige im Haushalt, der Mann übernimmt unterstützende Tätigkeiten. Davon betroffen sind jedoch weniger die »klassischen Hausfrauen-tätigkeiten«: Unterstützung erfahren die Frauen solcher Männer eher auf dem Gebiet der Freizeitgestaltung und der Kinderbetreuung beziehungsweise Kindererziehung. Dabei

Tab. 1

Dominante Geschlechteridentitäten heute (aus Sicht der Männer)

	Typ 1: Starker Haupt- ernährer der Familie 23%	Typ 2: Lifestyle- Macho 14%	Typ 3: Moderner »neuer« Mann 32%	Typ 4: Postmodern- flexibler Mann 31%
<i>Profil des sympathischen Mannes</i>	Der starke, verantwortungsbewusste Mann	Der überlegene, harte, unabhängige Mann	Entdecker »weicher« Männlichkeit	Der starke Mann mit weiblichen Facetten
<i>Profil der sympathischen Frau</i>	Liebevolle Mutter, attraktive Ehefrau, kluge Hausfrau	Erotisch, untergeben, fürsorglich	Tough, selbstbewusst, berufstätig	Selbstbewusst und zielstrebig, mit Kanten
<i>Einstellung zur Gleichstellung</i>	Bis hierher gut, aber nicht weiter	Spielt keine Rolle – es sein denn: Politik für Männer	Bereitschaft zur Selbstveränderung – Sorge vor »Prinzipienreiterei«	Entspanntes Interesse an neuen Wegen
<i>Milieuschwerpunkte</i>	Traditionelles Segment, Mainstream und moderne Oberschicht	Moderne Unterschicht – aber auch in Teilen der modernen Oberschicht	Postmaterielle – zunehmend auch die moderne Mitte	Experimentalisten und Teile der (postmodernen) Hedonisten

Tab. 2

Männer im Haushalt: Verhaltenstypen

	Männer ab 18 Jahren
Traditionalistische Delegation	26%
Gleichgestellte Arbeitsteilung	7%
Selektive Mitarbeit zur Entlastung der Frau	49%
Single-Versorgung	18%

sind diese selektiven Unterstützungsleistungen keineswegs nur spontan und situativ, sondern innerhalb der Partnerschaft und Familie meistens institutionalisiert in Form von Zuständigkeiten und Routinen.

Am zweithäufigsten ist die traditionalistische Delegation (26%) verbreitet. Hier überträgt der Mann fast alle Aufgaben im Haushalt nach traditionellem Rollenmuster an seine Partnerin. Es gibt nur wenige, dafür »exklusive« Sphären des Engagements (Technik, handwerkliche Reparaturen, Vermögensverwaltung). Aber auch jüngere Männer praktizieren – gerade nach der Familiengründungsphase – eine traditionelle Rollenteilung, obwohl diese nicht ihrem Selbstbild und Partnerschaftsideal entspricht.

Nur 7% der Männer ab 18 Jahren leben eine gleichgestellte Arbeitsteilung. Die »klassischen Hausfrauenarbeiten« (Kochen, Putzen, Waschen, Aufräumen etc.) sind hier zu

»Partnerschaftstätigkeiten« geworden, denn beide erledigen diese zu etwa gleichen Anteilen.

Ein weiterer Typ sind die »Single-Versorger« (18%): Hierzu zählen Männer, die allein, in einer Wohngemeinschaft oder noch bei den Eltern leben sowie Alleinerziehende.

Zusammenhang von Selbstbild und Verhalten

Tabelle 3 zeigt für die einzelnen Typen der Geschlechteridentität von Männern, welche Verhaltensmuster sich darin jeweils finden, welche unterdurchschnittlich und welche überdurchschnittlich repräsentiert sind:

Es gibt einen starken Zusammenhang zwischen dem mentalen Selbstentwurf von Männern und ihrem Leben in Partnerschaft, Familie und Haushalt. Gleichzeitig zeigen sich auffällig viele Brüche und Inkonsistenzen: Man kann von der bekundeten Geschlechteridentität eines Mannes nicht eindeutig auf sein Engagement im Haushalt schließen.

Wenig überraschend ist, dass überdurchschnittlich viele Männer des Typs »Traditionelle Haupternährer« sowie »Lifestyle-Machos« die Hausarbeit an die Frau delegieren. Aber: Diese Männer mit einem traditionellen Männerbild sind zwar noch weit von einer gleichgestellten Praxis bei der Erledigung der Hausarbeit entfernt, unterstützen jedoch in der relativen Mehrheit bereits ihre Partnerinnen selektiv im Haushalt.

Beim »modernen neuen Mann«, der seine Mann-Identität selbstbewusst als fortschrittlich und auch visionär begreift, ist die gleichgestellte Erledigung der Hausarbeit keineswegs der Normalfall. Zwar praktizieren diese Männer Gleichstellung natürlich mehr als viele andere Männer, aber es dominiert bei der Hausarbeit die selektive Entlastung der Partnerin. Selbst eine Delegation der Hausarbeit nach traditionellem Muster kommt relativ häufig vor – auch wenn diese weltanschaulich und ideologisch abgelehnt wird. Insofern sind viele Männer, die sich am Leitbild des modernen neuen Mannes orientieren, in ihrer Einstellung weiter als in der Praxis.

Tab. 3

Zusammenhang Verhaltenstypen und Geschlechteridentitäten

Verhaltensmuster im Haushalt	Gesamt	Identität			
		Starker Haupternährer der Familie (23%)	Lifestyle-Macho (14%)	Moderner »neuer« Mann (32%)	Postmodern-flexibler Mann (31%)
Traditionalistische Delegation an die Frau	26%	32%	36%	19%	22%
	100	125	141	76	88
Gleichgestellte Arbeitsteilung	7%	4%	1%	8%	12%
	100	59	16	104	164
Selektive Entlastung der Frau	49%	47%	49%	53%	46%
	100	95	100	109	94
Single-Versorgung	18%	17%	14%	20%	20%
	100	94	76	107	108

Werte: Prozent
 Index (Quotient aus: »Anteil in der Teilgruppe«/»Anteil in der Gesamtheit« x 100)
 Indizes signalisieren Abweichungen vom Durchschnitt (Durchschnitt=100): Index < 100 = unterdurchschnittlich; Index > 100 überdurchschnittlich

Es gibt eine hohe empirische Korrespondenz zwischen einem postmodernen Selbstbild der Männer mit einer gleichgestellten Haushaltsarbeit: Mit Blick auf die Tabelle oben können wir sehen, dass bei postmodern-flexiblen Männern die gleichgestellte Arbeitsteilung bei der Hausarbeit stark überrepräsentiert ist und hier im Vergleich zu den anderen Typen den höchsten Wert aufweist.

Fazit

Der zentrale Befund der Studie lautet: Es gibt ihn nicht, »den Mann«. Die Untersuchung veranschaulicht vielmehr ein weites Feld gegensätzlicher, bisweilen antagonistischer Haltungen von Männern. Dieses reicht von Verhaftung in traditionellen Männlichkeitsentwürfen über »Emanzipation in kleinen Dosen« bis hin zur Selbstverständlichkeit flexibler Geschlechterrollen.

Männer sind einerseits am Thema Gleichstellung interessiert und sympathisieren mit Chiffren des »neuen Mannes« stärker als mit klassischen Attributen von Männlichkeit. Andererseits zeigt sich auf der konkreten Verhaltensebene, dass Männer mehrheitlich an klassischen Rollenteilungen festhalten. Die Gründe hierfür sind offensichtlich nicht ausschließlich in der Einstellung von Männern zu suchen, vielmehr ist der Diskurs um die Einstellung der Männer nicht losgelöst von folgenden Aspekten zu betrachten:

- a) Es sind strukturelle Barrieren in den Blick zu nehmen, die vor allem im Arbeitsmarkt lokalisiert sind.
- b) Männer kennen kaum konkrete positive Leitbilder vom »neuen Mann«, an denen sie sich orientieren können.
- c) Auch Frauen reproduzieren das traditionelle Rollenbild vom starken Mann, dem sie die optionslose Rolle des Haupternährers zuschreiben, während sie selbst die Option haben, berufstätig zu sein oder Hausfrau oder beides. Das Selbstverständnis vieler Frauen als Zuverdienerin ist ein Spiegel und Katalysator einer traditionellen Rollenpraxis in der Partnerschaft.

Marc Calmbach,
Carsten Wippermann,
Katja Wippermann



Marc Calmbach, Dr. paed., Dipl.-Wirt.-Ing., ist Projektleiter in der Abteilung »Soziales und Umwelt« im Sinus-Institut. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Jugend, Gender, Migration, Umwelt, soziale Milieus.

Kontakt:

Dr. Marc Calmbach
Sinus Sociovision GmbH
Rungestraße 22–24
10179 Berlin
marc.calmbach@sociovision.de



Carsten Wippermann, Dr. rer. pol., ist Direktor der Abteilung »Soziales und Umwelt« im Sinus-Institut. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Lebensweltforschung, soziale Milieus, Umweltforschung/-soziologie, Risikosoziologie, Erziehung, Bildung.

Kontakt:

Dr. Carsten Wippermann
Sinus Sociovision GmbH
Ezanvillestraße 59
69118 Heidelberg
carsten.wippermann@sociovision.de



Katja Wippermann, M.A., ist Projektleiterin in der Abteilung »Soziales und Umwelt« im Sinus-Institut. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Gender, Familiensoziologie, Kommunikationsanalysen, Umweltmarketing, Fundraising, Alltagsästhetik.

Kontakt:

Katja Wippermann
Sinus Sociovision GmbH
Ezanvillestraße 59
69118 Heidelberg
katja.wippermann@sociovision.de

Literatur

ALLMENDINGER, JUTTA (2009): Frauen auf dem Sprung. Wie junge Frauen heute leben wollen. Die Brigitte Studie. München: Pantheon

DORN, THEA (2006): Die neue F-Klasse. Wie die Zukunft von Frauen gemacht wird. München: Piper

WIPPERMANN, CARSTEN/CALMBACH, MARC/WIPPERMANN, KATJA (erscheint Oktober 2009): Männer: Rolle vorwärts, Rolle rückwärts? Identitäten und Verhalten von traditionellen, modernen und postmodernen Männern. Opladen: Verlag Barbara Budrich

Was hält Paare zusammen? Liebe und Partnerschaft aus therapeutischer Sicht¹

Die wesentlichen Anliegen, die Paare zur Therapie führen, lassen sich als Probleme mit der Liebe verstehen. Obwohl sich die Liebe des Paares mit therapeutischer Hilfe nicht erzeugen oder wiederherstellen lässt, kann eine Paartherapie günstige Bedingungen für die Liebesbeziehung schaffen. Paartherapeutinnen und -therapeuten sind näher dran am Anliegen vieler Paare, wenn sie der Liebe des Paares mehr Beachtung schenken. In der vorliegenden Arbeit werden Denk- und Handlungsspielräume zum therapeutischen Umgang mit dem Thema »Liebe« eröffnet sowie mögliche Fallstricke erläutert.

Was hält Paare zusammen, – und lässt sich darüber reden?

Die Liebe ist in unseren Breiten die wichtigste Dimension für den Zusammenhalt eines Paares, für die Qualität der Paarbeziehung und für das eigene Wohlbefinden (RIEHL-EMDE et al. 2003; SCHMIDT 2005). Die auf Liebe basierende Paarbeziehung gilt für alle Altersstufen als bevorzugte Option; sie geht mit der Sehnsucht nach emotionaler Heimat und dem Bedürfnis nach Sinnstiftung einher. Der Siegeszug der Liebesheirat ist ungebrochen, auch wenn empirische Befunde und die paartherapeutische Praxis für eine erhebliche Diskrepanz zwischen dem Wunsch nach einer Liebesbeziehung und deren Wirklichkeit sprechen. Die Ursachen hierfür sind vielschichtig. Sie liegen auch in der Natur der Liebesbeziehung selbst, deren Erhalt als schwierige, wenn nicht sogar als die schwierigste Lebensaufgabe überhaupt gilt.

Die Liebe wurde lange Zeit in der Paartherapie vernachlässigt. Zwar gehört es inzwischen zum Handwerkszeug von Paartherapeuten und -therapeutinnen, nach der anfänglichen Verliebtheit des Paares zu fragen und die nonverbalen Reaktionen darauf als wichtigen prognostischen Faktor einzubeziehen, doch gegenüber der Liebe des Paares besteht eine ungewöhnlich große Zurückhaltung, die sich durchaus begründen lässt: Liebe kann weder verordnet noch willentlich erzeugt werden. Es ist bisweilen zu hören, man könne nicht über die Liebe reden, ohne dass diese sich verflüchtigt, und ein Paartherapeut werde den Liebesdialog eines Paares eher stören als befördern; Liebe vertrage keine Offenheit, weshalb es hilfreicher sei, in der Paartherapie über die Liebe zu schweigen statt darüber zu reden. Was gilt es zu beachten, wenn man die Liebe mehr in den Fokus stellen will (RIEHL-EMDE 2003)?

Zum therapeutischen Zugang: Liebe im Fokus der Paartherapie

Die Vielschichtigkeit und Komplexität der Thematik soll hier auf drei für die Paartherapie besonders wichtige Zugangsweisen begrenzt werden:

- Was ist Liebe? Obwohl Liebe schwer zu beschreiben ist, lassen sich bestimmte Formen und Elemente in der therapeutischen Arbeit unterscheiden. Es stellt sich die Frage, wie das Paar die Liebe erlebt und beschreibt, ob ihre Beschreibungen zueinanderpassen und welche Liebesgeschichte sie verbindet.
- Der Umgang mit Ambivalenzen in der Liebesbeziehung: Ambivalenzen gehören zu jeder Liebesbeziehung, es gilt einen zuträglichen Umgang mit den gegensätzlichen Strebungen und den daraus meist erwachsenden Enttäuschungen zu finden.
- Das Ergänzungsverhältnis von Liebe und Partnerschaft: Die Prinzipien von Liebe und Partnerschaft erfüllen in einer Paarbeziehung unterschiedliche Aufgaben, sie sollten nicht vermischt, sondern sorgfältig unterschieden werden.

Was ist Liebe?

Die Liebe steckt voller Widersprüche, sie ist oftmals ambivalent, teilweise paradox und lässt sich deswegen schwer definieren. Sie gilt als ein Mysterium, etwas letztlich Unbegreifliches, auch als etwas Metaphysisches, eine Dimension, die über das Paar hinausreicht. Dennoch gibt es Versuche, die Liebe zu operationalisieren, zum Beispiel in der sogenannten Dreieckstheorie der Liebe von ROBERT J. STERNBERG (1986).

Laut Dreieckstheorie, einem empirisch gewonnenen Modell, besteht die Liebe aus einer emotionalen (»intimacy«), einer motivationalen oder Trieb-Komponente (»passion«) und einer kognitiven Komponente (»decision/commitment«). »Decision« bezieht sich auf die kurzfristige Entscheidung, eine Liebesbeziehung zu leben, »commitment« auf die längerfristige Verbindlichkeit, diese Beziehung aufrechtzuerhalten. Diese drei Komponenten sind laut Modell wichtige Bestandteile von Liebe, die statistisch relativ unabhängig voneinander sind und von denen jede einzelne mehr oder

¹ Gekürzte und leicht veränderte Fassung des Beitrags: RIEHL-EMDE, A. (2006): Die Liebe zum Thema machen? Vorschläge zur Erweiterung des paartherapeutischen Spektrums. *Familiendynamik* 31, S. 111–129

weniger stark ausgeprägt sein kann. Es gibt also auch Formen der Liebe, in denen die Sexualität keine oder nur eine untergeordnete Rolle spielt, in denen Verbindlichkeit fehlt, oder in denen es an Intimität beziehungsweise Emotionalität mangelt.

Ein weiteres empirisches Modell stellt die Typologie von sechs Liebesstilen (romantische, spielerische, freundschaftliche, besitzergreifende, pragmatische und altruistische Liebe) dar, auf der das Marburger Einstellungs-Inventar für Liebesstile (BIERHOFF et al. 1993) basiert.

Mir persönlich gefällt die konstruktivistische Perspektive sehr gut, der zufolge die Liebe den Beobachter und seinen Blick verändert. Bereits STENDHAL (1822, S. 45) hat im Bild der Kristallisation die Idealisierung der geliebten Person beschrieben als »Tätigkeit des Geistes, in einem jeden Wesenszuge eines geliebten Menschen neue Vorzüge zu entdecken«. Auch der Soziologe GEORG SIMMEL (1907, S. 230) bezeichnete die Liebe als eine der großen »Gestaltungskategorien des Daseienden«. Die Imagination beziehungsweise die Fantasie ist an jeder Art von Liebe, ob sie verwirklicht, idealisiert oder imaginär ist, entscheidend beteiligt. Es geht aber nicht nur um den Blick auf die andere Person: Den Blick durch die imaginierten Augen der geliebten Person auf sich selbst zu richten, birgt die Chance, auch sich selbst in den besten Möglichkeiten zu sehen und zu zeigen.

Mit der Frage, was ein Paar unter Liebe versteht, können die individuellen Beschreibungen der Liebe und die Liebesgeschichte eines Paares exploriert werden. Therapeutinnen und Therapeuten haben mit dem Wissen um verschiedene Spielarten der Liebe eine Vielzahl von Optionen im Denken und Handeln zur Verfügung. Beispielsweise lassen sich aus phänomenologischer Sicht Verliebtheit, Liebes-Leidenschaft und Liebe unterscheiden (PERSON 1990; WYSS 1988):

Die Verliebtheit ist ein zeitlich begrenzter Gefühlszustand; sie tritt oft schlagartig ein (»coup de foudre«). Zentrales Bestimmungsstück ist die Idealisierung der geliebten Person, die beim Verliebten mit gesteigertem Selbstgefühl und Selbstachtung einhergeht, sobald er Spuren von Gegenliebe fühlt (SPECHT 1977). Sowohl Männer als auch Frauen beschreiben deutliche Veränderungen ihres Befindens, wenn sie verliebt sind: eine Steigerung der Vitalität, größeren Lebensmut, ein geringeres Schlafbedürfnis, eine intensivere Sinneswahrnehmung, ein größeres Bedürfnis nach Zärtlichkeit und Sexualität (RIEHL-EMDE/WILLI 1997). Das Besondere der Verliebtheit besteht in der relativen Ambivalenzfreiheit dieses Zustands.

Die (Liebes-)Leidenschaft ist von ausgeprägterer und tieferer Intensität des Erlebens, vor allem des Leidens, begleitet als die Verliebtheit. DIETER WYSS (1988) hat die (Liebes-)Leidenschaft sehr anschaulich beschrieben: Für die Betroffenen, aber auch für Außenstehende, kann sich der Eindruck einer »Besessenheit« vermitteln. Die Leidenschaft führe oft zu einer Lebens- oder Existenzkrise; sie bewirke eine gegenseitige Abhängigkeit, die bei »Entzug« der Partnerin, des Partners durchaus mit der Abhängigkeit Süchtiger von einer Droge vergleichbar ist, was die Intensität des Leiderlebens anbetrifft. Es ist dieser »pathische« Charakter der (Liebes-)Leidenschaft – DIETER WYSS (1988) spricht von einem »zwangsläufig-schicksalhaften Hineingezogenwerden«, einem »pathischen Ergriffen-Sein« –, der zum Vergleich der (Liebes-)Leidenschaft mit dem psychopathologischen Zustandsbild der Manie geführt hat: Der »Liebeskranke« wird, wenn er nicht in der Nähe der Partnerin, des Partners sein darf, trübsinnig, melancholisch, »depressiv«;

der glücklich Liebende fällt, wenn seine Leidenschaft beantwortet wird, ins andere Extrem (»überschießende Seligkeit«) und ähnelt zum Teil manisch Kranken (vgl. die literarischen Darstellungen in »Professor Unrat« von HEINRICH MANN oder »Animal triste« von MONIKA MARON).

Die Liebe hingegen gilt als Zuneigung mit allen Möglichkeiten, die sich aus Sympathie ergeben können, angefangen von einer ausschließlich intellektuellen bis hin zu einer sinnlich-erotisch-sexuellen Verbindung. Verliebtheit und Leidenschaft sind als Möglichkeiten latent in der Liebe enthalten, doch unterscheiden sie sich vor allem dadurch von der Liebe, dass die verliebte beziehungsweise leidenschaftlich liebende Person ihre Distanz zu der geliebten Person verloren hat (WYSS 1988).

Die Liebe eines Paares durchläuft Transformationen. Liebe in langjährigen Paarbeziehungen wird allgemein als eine spezielle Form der Bindung betrachtet, als eine Kombination aus Zuneigung, Freundschaft, Sexualität, Verpflichtung (»commitment«), gemeinsamer Problembewältigung und einem von beiden Partnern geteilten sozialen Netz aus Kindern, Freunden und Nachbarschaft (GRUNEBAUM 1997; WILLI 1991).

Paartherapeutinnen und -therapeuten sei empfohlen, unterschiedliche Arten der Liebe als gleichwertige Möglichkeiten anzuerkennen. Nicht alle Arten der Liebe kommen in der Paartherapie vor. Die Paartherapie ist bevorzugt dann ein Setting für Konflikte bei Verliebtheit, wenn diese sich außerhalb der Ehe mit Dritten ereignet und zur Krise in der Ehebeziehung geführt hat. Hingegen kommen Personen, die derart von der (Liebes-)Leidenschaft ergriffen sind, wie von DIETER WYSS (1988) beschrieben, in der Regel nicht zur Paartherapie, wenn überhaupt, dann suchen sie eher einen Einzeltherapeuten auf – wobei für Liebende und für Psychotherapeuten und -therapeutinnen Liebe und »Verblendung« zumindest kurzfristig oft schwer zu unterscheiden sind (GRUNEBAUM 1997). Wenn es in der Paartherapie um die Liebe geht, dann geht es häufig um Ambivalenzen mit der Liebe, die weiter unten beschrieben werden oder auch um Zweifel, ob man noch in Liebe verbunden ist beziehungsweise ob die Liebe wieder lebendig werden kann.

Das Thema der verlorenen Liebe ist in der Praxis nicht leicht zu unterscheiden von einer Konstellation, in der die Liebe »schläft« (GRUNEBAUM 1997). Psychotherapie kann nach heutigem Wissen keine Liebesgefühle erzeugen, sie kann jedoch den Beteiligten helfen, ihre »schlafende« Liebe wieder zu wecken, die »Glut unter der Asche« wieder zu entfachen, insbesondere dann, wenn bestimmte individuelle oder Beziehungs-Schwierigkeiten veränderbar sind. Die Liebe lässt sich jedoch nicht willentlich erzeugen, auch wenn ein Partner, eine Partnerin noch so passend erscheint. Weil insbesondere die leidenschaftliche Liebe willentlich nicht kontrollierbar oder jederzeit herstellbar ist, kann sie auch nicht jederzeit beendet werden (RIEHL-EMDE 2009).

Die Liebe lässt sich beschreiben, sie lässt sich aber nicht befriedigend erklären. Die meisten Erklärungsversuche stammen aus dem Bereich der Mythologie (vgl. die Kugelwesen aus der Rede des Aristophanes in Platons Symposion). Es scheint sogar wichtig und konstitutiv für die Liebesbeziehung, dass ihr Ursprung im Dunkeln bleibt. Deswegen sollten Therapeutinnen und Therapeuten sich auf Erklärungsversuche besser gar nicht einlassen.

Ambivalenz in der Liebe

Normalerweise nehmen nach der ersten Verliebtheit die Ambivalenzen zu. Es geht nicht nur darum, dass das Schnarchen des Partners zu stören beginnt, das in der Anfangszeit der Beziehung eher entzückt und dankbar als Lebenszeichen aufgenommen wird, sondern dass eine Liebesbeziehung die Beteiligten unausweichlich mit gewissen Widersprüchen und Paradoxien konfrontiert, die der Liebe immanent sind. Die Ambivalenzen gilt es auszuhalten, auch wenn damit innere Spannungen einhergehen, von denen man sich gern befreien möchte. Ambivalenz ist nicht per se pathologisch, doch je nach Person und Konstellation bestehen unterschiedliche Fähigkeiten, sie zu tolerieren.

Die wesentliche Ambivalenz beziehungsweise Paradoxie der Liebe bezieht sich auf die Sehnsucht nach Aufhebung der existenziellen Einsamkeit und auf die gleichzeitig bestehende Angst vor dieser Aufhebung, die ja letztlich eine »Ver-Nichtung« des Individuums bedeutet. Gerade in der existenziellen Sehnsucht, die – mythologisch gesprochen – aus der Teilung der Kugelwesen herrührt, enthüllt sich die Liebe als »Mangelleiden, als Leiden an der Unmöglichkeit, sich je zu erfüllen«, so DIETER WYSS (1988, S. 113). Eine weitere Paradoxie bringt Wyss ganz knapp auf den Punkt: »Die Bindung, nach der die Liebesbeziehung natürlicherweise strebt, gräbt ihr auch das Grab« (ebd., S. 82). Das bedeutet: Wenn das Bedürfnis nach andauernder Nähe erfüllt wird, geht die Liebe verloren. Es entsteht eine Verpflichtung, die gemeinsame Vertrauensbasis wird selbstverständlich, Langeweile und Gleichgültigkeit kommen auf. Es geht beim Erhalt der Liebesbeziehung darum, Nähe oder Vereinigung zu erstreben und gleichzeitig – um der Liebe willen – Nähe zu regulieren, das heißt Distanz zu ermöglichen. Weitere bekannte Gegensatzpaare, die es auszubalancieren gilt, sind zum Beispiel Autonomie versus Bindung, Bestimmen versus Sich-bestimmen-Lassen, Geben versus Nehmen. In entwicklungsorientierter Perspektive konfrontiert die Liebe nicht nur mit Gegensätzen, sie eröffnet auch Möglichkeiten, die damit einhergehenden Ambivalenzen anzunehmen, zu ertragen und zur persönlichen Weiterentwicklung zu nutzen.

Dass die Liebe weder ein harmloses, noch ein ausschließlich positives Geschehen ist, dass sie Menschen in völlig unpassenden Situationen überwältigen kann und dass auch destruktive Phänomene dazugehören, macht Lieben und das Erhalten einer Liebesbeziehung zu einer schwierigen Aufgabe. DIETER WYSS (1988) meint sogar, es sei die schwierigste Lebensaufgabe, die sich dem Menschen stellt. Jedes Paar steht vor der Aufgabe, wenn es seine Liebesbeziehung erhalten will, einen für beide zuträglichen Umgang mit den gegensätzlichen Strebungen und den daraus erwachsenden Enttäuschungen zu finden. Kein Wunder, dass viele Paare dazu um eine Paartherapie nachsuchen. Die Botschaft von C.G. JUNG, dass die Liebe nicht nur zu den großen Freuden, sondern auch zu den großen Leiden der Menschheit gehört, ist immer noch zu wenig bekannt.

Zwischenmenschliche Liebesbeziehungen sind komplex, was auch ganz entscheidend mit ihrer Gegenseitigkeit zu tun hat. Zwei Menschen sind sowohl Subjekt als auch Objekt der Liebe, also Liebende und Geliebte zugleich. Gemäß HANS SANER (1999), einem Philosophen aus Basel, stellt die Zwischenmenschlichkeit nicht nur das Krisenfeld der Liebe dar, sondern gilt auch als Grund ihrer Krisenanfälligkeit. Denn der andere Mensch ist gleichfalls ein Wesen mit eigenen Freiheitsmöglichkeiten und muss als Subjekt anerkannt

werden. Dieser Tatbestand ist Auslöser für weitere Schattenseiten der Liebe: Einerseits kann der Drang nach Inbesitznahme der geliebten Person entstehen, man will sich »die Liebe sichern«, andererseits kann die Neigung zu sklavischer Selbstaufgabe oder zu anderen Obsessionen entstehen (PERSON 1990). Eine geliebte Person kann jedoch nie ganz unter Kontrolle gebracht werden, Kontrollversuche wirken sich sogar schädlich auf die Liebesbeziehung aus. Da Menschen sich gegenseitig beeinflussen, das heißt Einfluss nehmen und dem anderen Einfluss zugestehen, ist auch das Wechselspiel von Macht und Ohnmacht ein Merkmal der menschlichen Liebesbeziehung.

In der Paartherapie über die Liebe zu sprechen heißt, Ambivalenzen in der Beziehung zu thematisieren und deren Vorhandensein als normal und notwendig anzusehen. Oftmals ist Unterstützung nötig, um Gegensätze und Unvereinbarkeiten auszuhalten oder zumindest für eine gewisse Zeit zu ertragen. Auch Enttäuschungen und Leiden in der Paarbeziehung beziehungsweise am Partner, an der Partnerin, sind zu thematisieren. Leiden, Trauer, Enttäuschungen in Zusammenhang mit der Liebe brauchen Raum und können zur Verbundenheit beitragen.

Es gibt keine einfachen Lösungen für Paare mit Liebesproblemen. Trotz Ambivalenztoleranz und langen Atems besteht nicht immer die Möglichkeit, sich in Beziehungen zu bewegen, die letztlich stimulierend wirken. Wichtig ist, ob das destruktive Potenzial in einer Beziehung überwiegt beziehungsweise in welchen Konstellationen ein Zusammenbleiben für einen oder beide Partner schädlicher wäre als eine Trennung. Und auch in Konstellationen, die Entwicklung längerfristig mehr hemmen als fördern, kann noch geliebt werden. Hier wird die allgemeine Frage berührt, unter welchen Umständen der Erhalt oder die Entwicklung einer Beziehung möglich ist bei gleichzeitiger Weiterentwicklung der beteiligten Individuen. Unter welchen Bedingungen können sich zwei Personen so weiterentwickeln, dass dies ihrer eigenen Entwicklung dient und darüber hinaus ihre Liebesbeziehung gedeihen lässt? Mir sind keine Kriterien bekannt, anhand derer sich beurteilen lässt, ob im gegebenen Fall die Beziehung oder die persönliche Entwicklung Priorität hat.

Ergänzungsverhältnis von Liebe und Partnerschaft

Soziologisch betrachtet handelt es sich bei Liebe und Partnerschaft um zwei unterschiedliche Leitvorstellungen oder Handlungslogiken (vgl. LEUPOLD 1983; LUHMANN 1982; KOPPETSCH 1998). Sowohl Liebe als auch Partnerschaft tragen zum Aufbau einer Paarbeziehung bei und erfüllen in der Interaktion von Paaren unterschiedliche Aufgaben.

Partnerschaft ist ein gegenseitiges Vertrags- und Austauschverhältnis und impliziert Vernunft, Verständnis, dauerhafte Kooperation sowie Gleichberechtigung. Sie dient dazu, die alltäglichen Fragen der Aufteilung von Zuständigkeitsbereichen, der Lösung von Konflikten usw. zu regeln. Liebe hingegen ist eine existenzielle Beziehungsdimension; sie hat irrationale Elemente, Anfang und Ende sind bewusst nur begrenzt steuerbar, sie ist bedingungslos, ergreifend, ermöglicht Lebenssinn. Liebe kann Ungleichgewichte lebbar und Beziehungsbelastungen erträglich machen. Die Bereitschaft, sich auf partnerschaftliche Formen der Gegenseitigkeit einzulassen, genügt zwar als Motiv für eine

Geschäftsbeziehung, reicht aber nicht aus für eine Paarbeziehung. Sie bietet auch keine Antwort auf die Frage, welchen tieferen (transzendenten) Sinn die Beziehung hat. Wenn die Paarbeziehung auf Liebe verzichtet, verliert sie ihre spezifische Bindungskraft.

Die Vermischung der beiden Handlungslogiken von Liebe und Partnerschaft führt oft zu Missverständnissen, sodass hier eine Klärung hilfreich sein kann. Wenn in der Paartherapie Geschichten über Gerechtigkeitsprobleme im Alltag erzählt werden, lassen sich viele Therapeutinnen und Therapeuten schnell einladen, auf die Aushandlungsebene zu gehen. Im Grunde »zu schnell«, weil die meisten Paare gar nicht die Partnerschaft, sondern die Liebesbeziehung suchen. Es ist sinnvoll, sich darüber im Klaren zu sein, weshalb innerhalb welcher Logik gearbeitet wird. Wer in der Paartherapie zum Aushandeln der Lebensbedingungen anstiftet, auf mehr Gleichheit und Gerechtigkeit setzt, der behandelt das Paar nicht als Liebespaar, sondern als zwei Personen einer Partnerschaft. Das kann manchmal sinnvoll sein. Alleiniger Ausgleich im Sinne eines Tauschhandels kann allenfalls Partnerschaftsprobleme, jedoch keine Liebesprobleme lösen (RETZER 2002). Metaphern von Ausgleich und Gerechtigkeit bleiben innerhalb der Logik der Partnerschaft.

Bei der Pflege der Partnerschaft geht es um konstruktive Kommunikation und sinnvolle Aufgabenverteilung. Bei der Ermöglichung der Liebe geht es um die Realisierung von Grundsätzen, die der Liebe entsprechen: Die Nicht-Aufrechenbarkeit von Fehlern, Verzeihung und Hingabe, Vergessen durch Vergeben. Auch der Umgang mit Ambivalenzen und Enttäuschungen und die Reduktion von Ansprüchen sind weit wichtiger für die Rekonstituierung der Liebesbeziehung als die unmittelbare Reziprozität und Balance in der Beziehung. Statt also im Sinne der Gerechtigkeit auf Ausgleich zu bestehen, statt eins zu eins aufzurechnen oder Wiedergutmachung zu fordern, wie es der Partnerschaftslogik entspricht, wird sich innerhalb der Liebeslogik der Blick auf Hoffnungen und Wünsche richten; auf Werte wie Humor oder die Bereitschaft, eigene Bedürfnisse um des anderen willen hintanzustellen – derartige Werte lassen sich nicht verrechnen. Das gilt auch für die Fähigkeit, mithilfe einer liebevollen Geste eine Situation zu »retten«.

Die Geschichte der Paartherapie zeigt, dass mit der Einbeziehung verhaltens- und kommunikationstheoretischer Konzepte der Schwerpunkt auf die Partnerschaft verschoben wurde (RIEHL-EMDE 2005): Ausgleich und Aushandeln im Sinne der Austauschtheorie (*quid pro quo*)², Kommunikation, Üben, Stressbewältigung beziehungsweise Problemlösung gewannen an Bedeutung. Sowohl das Unbewusste als auch die Liebe sind dabei in den Hintergrund geraten. Dieser Ansatz ist, wahrscheinlich ungewollt, sogar unterstützt worden von der systemischen Therapie, die auf die Interventionsmuster des Handelns fokussiert und sich schwer tut mit Gefühlen, zumindest wenn diese als intrapsychische Phänomene verstanden werden. Allerdings erlaubt das systemische Konzept aber auch relativ problemlos, die Liebe und speziell deren paradoxe Seiten in die therapeutische Vorgehensweise zu integrieren (RETZER 2004).

Plädoyer für und Warnung vor der Liebe

Wenn ich dafür plädiere, die Liebe in den Fokus der Paartherapie zu stellen, so möchte ich keinesfalls ein neues Dogma aufstellen. Ich meine vielmehr: Unabhängig davon, ob das Paar in der Therapie zunächst die Partnerschaft oder die Liebe thematisiert, sollte der Therapeut, die Therapeutin das andere Prinzip ergänzen. Wenn also über Gerechtigkeitsprobleme im Alltag geklagt wird, sollte die Liebesbeziehung ergänzt werden, und wenn Paare zunächst über mangelnde emotionale oder sexuelle Intimität klagen und ihre Liebesbeziehung infrage stellen, jedoch andere Aspekte der gemeinsamen Lebensgestaltung hintanstellen, sind Aspekte der Partnerschaft einzubringen: zum Beispiel die Aufteilung von Erwerbs- und Haushaltstätigkeit, der Umgang mit Geld, das Einteilen von Zeit für Beruf, Familie, für das Paar, für sich selbst. Hierin kommen oftmals Macht- und Abhängigkeitsverhältnisse zum Ausdruck, welche die Liebesbeziehung beeinflussen. Es muss aber auch davor gewarnt werden, sich zu schnell dem Thema Liebe zuzuwenden: Wenn Machtprobleme eine Rolle spielen oder wenn Personen um ihre körperliche oder seelische Sicherheit innerhalb der Beziehung besorgt sind, dann haben diese Themen unbedingt Vorrang.

Es gibt keine Patentrezepte, wie Liebesbeziehungen herzustellen und zu erhalten sind. Dass Liebe sich nicht mit therapeutischer Hilfe erzeugen lässt, ist allerdings kein Grund, sie nicht zum Thema zu machen. Denn die Liebe kann gefördert werden und der Liebe – was immer ein Paar darunter versteht – können andere Optionen zur Seite gestellt werden. Es geht darum, Handlungsspielräume im therapeutischen Umgang mit der oftmals auf dem Prüfstand stehenden Liebe des Paares auszuweiten, Ansprüche an die Liebesbeziehung zu relativieren und deswegen die Paartherapie um die grundlegende Dimension der Liebe zu erweitern. Die Liebe in den Fokus der Paartherapie zu stellen, beinhaltet eine Möglichkeit, den therapeutischen Prozess zu vertiefen und näher dran zu sein am Anliegen vieler Paare.

Astrid Riehl-Emde

2 *Quid pro quo* (lat.: »dieses für das«) ist ein Rechtsgrundsatz und ökonomisches Prinzip, nach dem jemand, der etwas gibt, dafür eine angemessene Gegenleistung erhalten soll (d. Red. nach Wikipedia, 23.6.09)



Prof. Dr. phil. Astrid Riehl-Emde ist Diplom-Psychologin, Psychologische Psychotherapeutin, Titularprofessorin an der Universität Zürich und Stellvertretende Leiterin des Instituts für Psychosomatische Kooperationsforschung und Familientherapie an der Universität Heidelberg. Sie ist in der ambulanten und stationären Psychotherapie, in universitärer Lehre und Forschung tätig und arbeitet als Dozentin und Supervisorin für Paar- und Familientherapie.

Kontakt:

Prof. Dr. phil. Astrid Riehl-Emde
 Institut für Psychosomatische
 Kooperationsforschung und
 Familientherapie
 Psychosoziales Zentrum des
 Universitätsklinikums
 Bergheimer Straße 54
 69115 Heidelberg
 Telefon (06221) 56 47 11
 Telefax (06221) 56 47 02
 astrid.riehl-emde@med.uni-heidelberg.de

Literatur

- BIERHOFF, H.W./GRAU, I./LUDWIG, A. (1993): Marburger Einstellungs-Inventar für Liebesstile (MEIL). Göttingen: Hogrefe
- GRUNEBaum, H. (1997): Thinking about Romantic/Erotic Love. *Journal of Marriage and Family Therapy* 23, S. 295–307
- KOPPETSCH, C. (1998): Liebe und Partnerschaft: Gerechtigkeit in modernen Paarbeziehungen. In: HAHN, K./BURKART, G. (Hrsg.): *Liebe am Ende des 20. Jahrhunderts*. Opladen: Leske und Budrich, S. 111–129
- LEUPOLD, A. (1983): Liebe und Partnerschaft: Formen der Codierung von Ehen. *Zeitschrift für Soziologie* 12, S. 297–327
- LUHMANN, N. (1982): *Liebe als Passion*. Zur Codierung von Intimität. Frankfurt/Main: Suhrkamp
- PERSON, E. (1990): *Lust auf Liebe*. Rowohlt, Reinbek. (Original: *Dreams of Love and Fateful Encounters. The Power of Romantic Passion*. WW Norton and Company, New York 1988)
- RETZER, A. (2002): *Das Paar. Eine systemische Beschreibung intimer Komplexität. Teil I: Liebesbeziehungen. Teil II: Partnerschaften. Familiendynamik* 27, S. 5–42 und 186–217
- RETZER, A. (2004): *Systemische Paartherapie. Konzepte – Methoden – Praxis*. Stuttgart: Klett-Cotta
- RIEHL-EMDE, A./WILLI, J. (1997): *Sich verlieben und die große Liebe*. *Psychotherapeut* 42, S. 85–91
- RIEHL-EMDE, A. (2003): *Liebe im Fokus der Paartherapie*. Stuttgart: Klett-Cotta
- RIEHL-EMDE, A. /THOMAS, V./WILLI, J. (2003): *Love – an important dimension in marital research and therapy*. *Family Process* 42, S. 253–267
- RIEHL-EMDE, A. (2005): *Liebe im Fokus der Paartherapie*. In: WILLI, J./LIMACHER, B. (Hrsg.): *Wenn die Liebe schwindet. Möglichkeiten und Grenzen der Paartherapie*. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 80–95
- RIEHL-EMDE, A. (2009): *Die Seele folgt ihren eigenen Gesetzen. Paardynamik bei Trennung und Scheidung*. *Zeitschrift für Konfliktmanagement* 12(2), S. 55–59
- SANER, H. (1999): *Über die Liebe zu außermenschlichen Objekten und ihren Folgen für das Leben*. *Familiendynamik* 24, S. 383–394
- SCHMIDT, G. (2005): *Partnerschaft in drei Generationen. Zum gesellschaftlichen Hintergrund paartherapeutischer Arbeit*. In: WILLI, J./LIMACHER, B. (Hrsg.): *Wenn die Liebe schwindet. Möglichkeiten und Grenzen der Paartherapie*. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 43–60
- SIMMEL, G. (1907): *Fragmente aus einer Philosophie der Liebe*. In: DAHME, H.J./KÖHNKE, K.C. (Hrsg.): *Schriften zur Philosophie und Soziologie der Geschlechter*. Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 183–186
- SPECHT, E.K. (1977): *Die psychoanalytische Theorie der Verliebtheit – und Platon*. *Psyche* 31, S. 101–141
- STENDHAL (d.i. Henri Beyle) (1822): *De l'Amour*. Deutsch von Walter Hoyer (1975). *Über die Liebe*. Insel-Verlag, 1. Auflage
- STERNBERG, R. J. (1986): *A Triangular Theory of Love*. *Psychological Review* 93, S. 119–135
- WILLI, J. (1991): *Was hält Paare zusammen?* Reinbek b. Hamburg: Rowohlt
- WYSS, D. (1988): *Lieben als Lernprozeß*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 3. Auflage

Miteinander gehen – Paarbeziehungen Jugendlicher

»Wie soll ich ihr sagen, dass ich sie liebe?«, »Ich brauche einfach mehr Freiheit!«, »Ich weiß nicht, ob ich mit ihm schlafen soll.« – ein kurzer Blick in das Online-Angebot der Zeitschrift Bravo zeigt deutlich, dass Liebe, Sexualität und Partnerschaft eine sehr wichtige Rolle im Leben von Jugendlichen einnehmen, aber auch mit einigen Unsicherheiten und Risiken verbunden sind. Aktuelle bundesdeutsche Daten belegen beispielsweise, dass immer mehr Jugendliche ihren ersten Geschlechtsverkehr relativ früh erleben und dass insbesondere die Jüngeren unter ihnen häufiger ungeplant den ersten Geschlechtsverkehr haben (BZgA 2006). Dieser Beitrag beschäftigt sich mit Besonderheiten von Liebesbeziehungen im Jugendalter: mit ihrer Entwicklung, ihrem Problempotenzial und den Unterschieden zu Partnerschaften Erwachsener.

Wie entwickeln sich Liebesbeziehungen im Jugendalter? Stufen und Phasenmodelle

FURMANS Rahmenkonzept zur Erklärung der Entwicklung von Liebesbeziehungen (FURMAN/WEHNER 1997) geht davon aus, dass erste Liebesbeziehungen in der frühen Adoleszenz primär dazu dienen, die Interaktion mit dem anderen Geschlecht zu erlernen und einzuüben sowie erste sexuelle Erfahrungen zu machen. Dabei stehen die Beschäftigung mit dem eigenen Selbst und dem Peerstatus, der mit einem Liebespartner verbunden ist, im Vordergrund. Die Befriedigung der Bedürfnisse nach Anschluss und Sexualität rückt in einer späteren Phase in den Mittelpunkt der Partnerschaft, wobei das Anschlussbedürfnis auch in Freundschaftsbeziehungen erfüllt wird und Auslöser für die Aufnahme von intimen Beziehungen zu Gleichaltrigen ist. Erst ab der späten Adoleszenz übernimmt der Partner, die Partnerin auch die Funktion als Bindungs- und Fürsorgeperson, die bis dahin den Eltern vorbehalten bleibt.

Ähnlich geht BROWN (1999) davon aus, dass in der »initiation«-Phase zunächst die Rolle als Partner in einer romantischen Beziehung in das Selbstkonzept integriert werden muss und grundlegende Fähigkeiten im Umgang mit dem anderen Geschlecht erworben werden. Die Beziehungen in dieser Phase sind eher oberflächlich und kurz. In der »status«-Phase verschiebt sich der Fokus vom Selbst auf die Peergruppe, in deren Rahmen sich Paarbeziehungen typischerweise abspielen und in der mithilfe des Liebespartners Beliebtheit und Status errungen werden. Für die »affection«-Phase geht BROWN bereits von einem gefestigteren Selbstkonzept bei Jugendlichen aus, das es ihnen erlaubt, intensivere und ernsthaftere Beziehungen riskieren zu können. Die Liebesbeziehungen werden in dieser Phase als emotional und sexuell befriedigender beschrieben. In der »bonding«-Phase müssen die Heranwachsenden die Leidenschaft aus der »affection«-Phase mit pragmatischen und persönlichen Belangen anreichern, um eine wirklich reife Partnerschaft zu entwickeln, die durch Langfristigkeit und stärkere Verbindlichkeit gekennzeichnet ist. Diese Phase dürfte nicht vor dem jungen Erwachsenenalter erreicht werden.

Auch CONNOLLY und GOLDBERG (1999) beschreiben eine Entwicklung von anfänglicher Verliebtheit (»initial infatua-

tion«) über Partnerschaften mit primär affiliativen Motiven (»affiliative romantic relationships«) hin zu einem Stadium stärkerer Intimität (»intimate romantic relationships«) und schließlich vermehrter partnerschaftlicher Verbindlichkeit (»committed romantic relationships«).

Der Aufbau von Partnerschaften geht mit einer zunehmenden Individuation von den Eltern einher. In Liebesbeziehungen werden vor allem Gleichaltrige als Ratgeber herangezogen. Freundschaftsbeziehungen stellen dabei ein »Übungsfeld« für die Gestaltung von engen Beziehungen dar und dienen dem Erwerb von Beziehungskompetenzen (z.B. SCHARF/MAYSELESS 2001). Neben engen Freundschaftsbeziehungen spielt auch das Peernetzwerk eine große Rolle: So erhöht eine größere Anzahl an gegengeschlechtliche Peers in der Gleichaltrigengruppe die Wahrscheinlichkeit, eine Liebesbeziehung zu haben (CONNOLLY u.a. 2000).

Wie gestalten Jugendliche ihre Partnerschaft?

Partnerschaftsstatus

Je älter die Jugendlichen werden, desto wahrscheinlicher ist es, dass sie eine Partnerschaft haben: So befinden sich einer deutschen Längsschnittstudie zufolge im Alter von 13 Jahren 40% der Befragten in einer Partnerschaft, mit 21 Jahren dann 67% (SEIFFGE-KRENKE 2003). Mit 18 Jahren hatten jedoch auch immerhin 16,3% der Befragten einer repräsentativen Studie in den USA keine Partnerin beziehungsweise keinen Partner innerhalb der letzten 18 Monate (CARVER u.a. 2003).

Die erste Verabredung, das erste Verlieben und der erste Zungenkuss erfolgen im Alter von 13 bis 14 Jahren, das erste Petting und der erste Geschlechtsverkehr mit 15 bis 16 Jahren (PLIES u.a. 1999). Gymnasiastinnen und Gymnasiasten haben signifikant seltener eine Partnerschaft als Jugendliche auf niedrigeren Bildungswegen (z.B. WENDT/WALPER 2006).

Insgesamt ist davon auszugehen, dass neben dem chronologischen Alter die biologische Reifung einen nicht unwesentlichen Einfluss auf die Aufnahme einer Partnerschaft hat: Je länger die Jugendlichen die Geschlechtsreife erreicht haben, desto wahrscheinlicher ist es, dass sie bereits Geschlechtsverkehr (KLUGE 1998) und damit häufig auch erste Partnerschaften hatten.

Dauer und Stabilität

Im Laufe des Jugendalters nimmt die Dauer der geführten Partnerschaften zu: So belegt eine Längsschnittstudie eine Steigerung der Partnerschaftsdauer von durchschnittlich 3,9 Monaten im Alter von 13 Jahren hin zu 21,3 Monaten mit 21 Jahren (SEIFFGE-KRENKE 2003).

Mit höherem Alter steigt auch die Stabilität der Partnerschaften im Jugendalter: Während bei den unter 14-Jährigen nach etwa einem Jahr nur noch 21,2% der Partnerschaften fortbestehen, sind es bei den über 15-Jährigen 57,6% (CARVER u.a. 2003). Jugendliche haben dabei im Vergleich zu jungen Erwachsenen ganz erwartungsgemäß ein höheres Trennungsrisiko (WENDT/WALPER 2008), das diesen Daten zufolge jedoch beträchtlich sinkt, wenn sie über 1,5 Jahre eine Beziehung führen.

Gemeinsame Zeit

Jüngere Jugendliche treffen ihre Partner häufig in der »Clique« und verbringen noch nicht so viel Zeit als Paar allein (FEIRING 1996). Während unter den 14-Jährigen nur 37,6% der Paare schon einmal allein ausgegangen sind, sind es bei den über 15-Jährigen 76,4% (CARVER u.a. 2003). Im Vergleich zu Jugendlichen aus den USA verbringen deutsche Jugendliche jedoch mehr Zeit mit ihren romantischen Partnerinnen oder Partnern als mit Freunden (FLAMMER u.a. 1999), was auch mit den in den USA stärker formalisierten Dating-Abläufen zusammenhängen könnte.

Sogenannte »sozial-romantische Freizeitaktivitäten« wie tanzen gehen oder telefonieren, bieten den Jugendlichen eine Möglichkeit zur Kontaktaufnahme zum anderen Geschlecht und begünstigen eine frühere Aufnahme von Liebesbeziehungen (STLBEREISEN/WIESNER 1999). Aber auch in einer Liebesbeziehung sind im Jugendalter vor allem soziale Aktivitäten mit dem Partner, der Partnerin, wie Shoppen, Tanzen oder Essen gehen beliebt, während erst im jungen Erwachsenenalter die aktive gemeinsame Freizeitgestaltung, beispielsweise durch gemeinsamen Sport, zunimmt (MENKEN 2008).

Gemeinsamkeit und Autonomie

Jüngeren Jugendlichen ist besonders das »Offen-miteinander-reden-Können« wichtig (PLIES u.a. 1999). Sie betonen die Wichtigkeit von Gemeinsamkeit in der Beziehung (»gemeinsame Aktivitäten«, »wenig Streit«) (FLEER u.a. 2002), lehnen jedoch eine dauerhafte gegenseitige Verpflichtung ab (FEIRING 1996). Ältere Jugendliche und junge Erwachsene wünschen sich hingegen Dauerhaftigkeit, Geborgenheit, sexuelle Erfüllung und Treue (PLIES u.a. 1999), betonen aber auch die Bedeutung von Freiräumen in der Partnerschaft (FLEER u.a. 2002). Dies weist auf den Wunsch der älteren Jugendlichen nach einer gleichberechtigten Beziehung hin.

Intimität

Wenn Jugendliche mit steigendem Alter eine längere feste Partnerschaft etablieren können, wachsen emotionale Intimität und gegenseitige Unterstützung (SEIFFGE-KRENKE 2003). Ebenso steigen mit höherem Alter die Fähigkeiten im Umgang mit romantischem Stress wie Eifersucht, Verlustängsten (NIEDER/SEIFFGE-KRENKE 2001) und Konflikten (VON SALISCH/SEIFFGE-KRENKE 2008).

Mädchen berichten über stärkere emotionale Intensität, Bindung, Selbstenthüllung und Unterstützung in ihren Partnerschaften, aber auch über mehr Eifersucht im Vergleich zu Jungen (z.B. SHULMAN/SCHARF 2000). Eine Auswertung

der Intimität in vertraulichen Gesprächen von jungen Liebespaaren zeigt jedoch, dass sich Mädchen und Jungen in ihrer Selbstöffnung nicht unterscheiden (VAN HEKKEN u.a. 2000).

Jugendliche weisen im Vergleich zu Erwachsenen merklich stärkere emotionale Unsicherheiten auf, in dieser Studie als Angst vor Liebesverlust und Ambivalenzen gegenüber dem Partner oder der Partnerin konzeptualisiert (WALPER u.a. 2008). Jungen im Jugendalter fühlen sich nachweisbar unsicherer in romantischen Belangen als Mädchen, wobei ihnen insbesondere die Kommunikation romantischer Inhalte, wie etwa ein Date abzulehnen oder der Partnerin gegenüber Wünsche zu äußern, Schwierigkeiten bereitet (GIORDANO u.a. 2006).

Negative Partnerschaftserfahrungen

Zwar bieten Liebesbeziehungen im Jugendalter die Chance, positive Erfahrungen mit dem anderen Geschlecht zu sammeln und damit wichtige Beziehungskompetenzen sowie ein positives Selbstbild von sich als liebenswerten und kompetenten Liebespartner zu entwickeln (FURMAN/SHAFFER 2003). Allerdings gibt es nicht nur positive Erfahrungen mit Liebe, Sexualität und Partnerschaft im Jugendalter. So zeigt eine deutsche Studie, dass sexuelle Gewalterfahrungen unter Jugendlichen weitverbreitet sind (KRAHÉ 1999): Bei den hier befragten Mädchen (Durchschnittsalter 18 Jahre) gehörten zu den häufigsten Gewalterfahrungen durch verbale Druckausübung zum Petting genötigt zu werden und der Versuch, durch die Verabreichung von Alkohol und Drogen zum Geschlechtsverkehr gezwungen zu werden, wobei diese beiden Verhaltensweisen auch von den männlichen Befragten (die in dieser Studie ausschließlich als potenzielle Täter befragt wurden) als häufigste Form der Zwangsausübung genannt wurden. Immerhin 6,3% der Mädchen erlebten einen erzwungenen Geschlechtsverkehr. Als Risikofaktoren für Viktimisierungserfahrungen, aber auch für das Ausüben sexueller Gewalt, konnten Missbrauchserfahrungen in der Herkunftsfamilie, Minderwertigkeitsgefühle sowie eine uneindeutige Kommunikation sexueller Absichten (hier »nein sagen, aber ja meinen«, oder »ja sagen, aber nein meinen«) identifiziert werden, wobei insbesondere der letztere Faktor einen wichtigen Ansatzpunkt zur Prävention von Gewalterfahrungen darstellt (KRAHÉ 1999).

Jugendliche müssen in ihrem Liebesleben auch mit emotional schwierigen Situationen umgehen können wie etwa mit unerwiderten Gefühlen, der Entscheidung, wie weit man sich emotional und sexuell auf den Partner oder die Partnerin einlassen will, Untreue oder der Trennung. Diese Faktoren werden, abhängig von personalen Faktoren wie Selbstwert, Alter, Bewältigungsstilen oder dem Bindungsstil, mit der Entwicklung depressiver Symptome im Jugendalter in Verbindung gebracht (WELSH u.a. 2003).

Ganz allgemein konnte ein Zusammenhang zwischen Überinvolviertheit in romantische Beziehungen, hier als Anzahl der bisherigen Partnerinnen und Partner konzeptualisiert, und einem schlechteren psychosozialen Wohlbefinden im Alter von 16 Jahren gefunden werden (ZIMMER-GEMBECK u.a. 2001): Viele Partnerschaften im Jugendalter hingen mit mehr internalisierenden und externalisierenden Problemen sowie geringeren Schulleistungen und negativeren Selbsteinschätzungen zusammen. Allerdings zeigen deutsche Befunde auch, dass die Aufnahme und Intensivierung einer Liebesbeziehung dem Selbstwertgefühl von

Jugendlichen zugutekommen kann (WALPER 1991) und in Liebesdingen erfahrene Jugendliche sich als sozial kompetent, gut aussehend und sozial gut eingebettet einschätzen (FEND 2000).

Fazit

In diesem Beitrag wurde versucht, die Besonderheiten junger Paarbeziehungen aufzuzeigen. Aktuelle Entwicklungsmodelle gehen davon aus, dass sich die Partnerschaften im Laufe des Jugendalters zunehmend intensivieren. Im Idealfall erwerben die Jugendlichen Partnerschaftskompetenzen, die ihnen stabile und zufriedenstellende Partnerschaften im Erwachsenenalter ermöglichen.

Der Rede von der »Generation Porno« (arte, 1. 6. 2008) und »Deutschlands sexueller Tragödie« (SIGGELKOW/BÜSCHER 2008), die eine emotionale Verwahrlosung der jungen Generation feststellt, kann entgegengehalten werden: Trotz aller sexuellen Liberalisierungsprozesse spielt sich die Mehrzahl der sexuellen Kontakte im Jugendalter nach wie vor in einer festen Partnerschaft ab (BZgA 2006) und Partnerschaft, Freundschaft und Familie stehen nach wie vor ganz oben in der Werteskala der Jugendlichen in Deutschland (SHELL DEUTSCHLAND 2006). Die Mehrheit der Jugendlichen meistert damit die Herausforderung, stabile und zufriedenstellende Beziehungen aufzubauen, gut. Hilfreich scheint dabei die Fähigkeit, auch negative Beziehungserlebnisse als positive Lernerfahrung umzudeuten (GRÖSS 2008).

Melanie Größ, Eva-Verena Wendt



Dr. phil. Melanie Größ, Pädagogin M.A., ist seit Februar 2007 an der Universität der Bundeswehr München als wissenschaftliche Mitarbeiterin tätig. Sie promovierte an der Ludwig-Maximilians-Universität München im Rahmen des DFG-Projekts »Familien in Entwicklung«. Im Mittelpunkt der Promotion stand der Einfluss von Herkunftsfamilie, Geschlecht und subjektivem Beziehungslernen auf Partnerschaften Jugendlicher und junger Erwachsener. Weitere Forschungsschwerpunkte sind das Geschlechterverhältnis, der Individuationsprozess in der Adoleszenz sowie Folgen von Trennung und Scheidung.

Kontakt:

Dr. phil. Melanie Größ, M.A.
Universität der Bundeswehr München
Fakultät für Staats- und Sozialwissenschaften
Werner-Heisenberg-Weg 39
85579 Neubiberg
Telefon (089) 60 04 45 29
Melanie.Groess@unibw.de



Dr. phil. Eva-Verena Wendt, Diplom-Psychologin, ist seit 2004 an der Ludwig-Maximilians-Universität München als wissenschaftliche Mitarbeiterin tätig. In ihrer Promotion beschäftigte sie sich im Rahmen des DFG-Projekts »Liebesbeziehungen im Jugend- und jungen Erwachsenenalter« mit der Verbindung sexueller und emotionaler Intimität in jungen Partnerschaften. Weitere Forschungsschwerpunkte sind intergenerationale Familienbeziehungen, Geschwisterbeziehungen, Transmissionsprozesse in Familien sowie die Entwicklung in Trennungs- und Stieffamilien.

Kontakt:

Dr. phil. Eva-Verena Wendt, Dipl.-Psych.
Ludwig-Maximilians-Universität München
Fakultät für Psychologie und Pädagogik
Leopoldstraße 13
80802 München
Telefon (089) 21 80 48 04
wendt@lmu.de

Literatur

- ARTE, Dokumentation des TV-Senders vom 1.6.2008: »Jugend im Pornofieber«, <http://www.arte.tv/de/Generation-Porno/Generation-Porno/2041374.html>
- BROWN, B. B. (1999): »You're Going Out with Who?« Peer Group Influences on Adolescent Romantic Relationships. In: FURMAN, W./BROWN, B. B./FEIRING, C. (Eds.): *The development of romantic relationships in adolescence*. Cambridge: Cambridge University Press, S. 291–329
- BZgA (2006): *Jugendsexualität. Repräsentative Wiederholungsbefragung von 14- bis 17-Jährigen und ihren Eltern*. Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung
- CARVER, K./JOYNER, K./UDRY, J. R. (2003): National estimates of adolescent romantic relationships. In: FLORSHEIM, P. (Ed.): *Adolescent romantic relations and sexual behavior: Theory, research, and practical implications*. Mahwah, NJ: Lawrence Erlbaum Associates Publishers, S. 23–56
- CONNOLLY, J./GOLDBERG, A. (1999): *Romantic Relationships in Adolescence. The Role of Friends and Peers in Their Emergence and Development*. In: FURMAN, W./BROWN, B. B./FEIRING, C. (Eds.): *The development of romantic relationships in adolescence*. Cambridge: Cambridge University Press, S. 266–290
- CONNOLLY, J./FURMAN, W./KONARSKI, R. (2000): The role of peers in the emergence of heterosexual romantic relationships in adolescence. In: *Child Development*, 71 (5), 1395–1408
- FEIRING, C. (1996): Concepts of romance in 15-year-old adolescents. In: *Journal of Research on Adolescence*, 6, S. 181–200
- FEND, H. (2000): *Entwicklungsaufgabe: Umgang mit Sexualität lernen*. In: FEND, H. (Hrsg.): *Entwicklungspsychologie des Jugendalters*. Opladen: Leske und Budrich, S. 254–268
- FLAMMER, A./ALSACKER, F. D./NOACK, P. (1999): Time use by adolescents in an international perspective. The case of leisure activities. In: ALSACKER, F. D./FLAMMER, A. (Eds.): *The adolescent experience. European and American adolescents in the 1990s*. Mahwah: Lawrence Erlbaum, S. 15–32
- FLEER, B./KLEIN-HESSLING, J./HASSEBRAUCK, M. (2002): Konzepte der Qualität von Paarbeziehungen im Jugendalter. *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie*, 34 (1), S. 21–29
- FURMAN, W./WEHNER, E. A. (1997): Adolescent Romantic Relationships: A Developmental Perspective. In: SHULMAN, S./COLLINS, W. A. (Eds.): *Romantic relationships in adolescence: Developmental perspectives*. New Directions of Child Development, 78. San Francisco: Jossey-Bass, S. 21–36
- FURMAN, W./SHAFFER, L. (2003): The role of romantic relationships in adolescent development. In: FLORSHEIM, P. (Ed.): *Adolescent romantic relations and sexual behavior: Theory, research, and practical implications*. Mahwah, NJ: Lawrence Erlbaum Associates Publishers, S. 3–22
- GIORDANO, P. C./MANNING, W. D./LONGMORE, M. A. (2006): Adolescent romantic relationships: an emerging portrait of their nature and developmental significance. In: CROUTER, A. C./BOOTH, A. (Eds.): *Romance and sex in adolescence and emerging adulthood. Risks and opportunities*. Mahwah, New Jersey: Lawrence Erlbaum Associates, S. 127–150
- GRÖSS, M. (2008): *Liebesbeziehungen Jugendlicher und junger Erwachsener aus der Genderperspektive und im Kontext der Familienbiographie. Längsschnittliche versus subjektive Einflüsse auf die Beziehungsqualität*. Berlin: Köster
- KLUGE, N. (1998): *Sexualverhalten Jugendlicher heute. Ergebnisse einer repräsentativen Jugend- und Elternstudie über Verhalten und Einstellungen zur Sexualität*. Weinheim: Juventa Verlag
- KRAHÉ, B. (1999): Sexuelle Aggression zwischen Jugendlichen: Prävalenz und Prädiktoren. In: BZgA (Hrsg.): *Forschung und Praxis der Sexuaufklärung und Familienplanung. Wissenschaftliche Grundlagen. Teil 2 – Jugendliche. 2., unveränderte Auflage*. Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, S. 93–122
- MENKEN, V. (2008): *Zusammenhänge von Peerbeziehungen und Liebesbeziehungen im Jugendalter und frühen Erwachsenenalter*. München: Unveröffentlichte Magisterarbeit an der Ludwig-Maximilians-Universität München im DFG-Projekt »Liebesbeziehungen im Jugend- und jungen Erwachsenenalter« (Wa 949/8-1)
- NIEDER, T./SEIFFGE-KRENKE, I. (2001): Coping with stress in different phases of romantic development. In: *Journal of Adolescence*, 24, S. 297–311
- PLIES, K./NICKEL, B./SCHMIDT, P. (1999): *Zwischen Lust und Frust. Jugendsexualität in den 90er Jahren. Ergebnisse einer repräsentativen Studie in Ost- und Westdeutschland*. Opladen: Leske + Budrich
- SCHARF, M./MAYSELESS, O. (2001): The capacity for romantic intimacy: exploring the contribution of best friend and marital and parental relationships. In: *Journal of Adolescence*, 24, S. 379–399
- SEIFFGE-KRENKE, I. (2003): Testing theories of romantic development from adolescence to young adulthood: Evidence of a developmental sequence. In: *International Journal of Behavioral Development* 27, S. 519–531
- SHELL DEUTSCHLAND (2006): *Jugend 2006*. 15. Shell Jugendstudie. Frankfurt a. M.: Fischer
- SHULMAN, S./SCHARF, M. (2000): Adolescent romantic behaviors and perceptions: age- and gender-related differences, and links with family and peer relationships. In: *Journal of Research on Adolescence* 10, S. 99–118
- SIGGELKOW, B./BÜSCHER, W. (2008): *Deutschlands sexuelle Tragödie. Wenn Kinder nicht mehr lernen, was Liebe ist* (3. Aufl.). Asslar: Gerth Medien
- SILBEREISEN, R. K./WIESNER, M. (1999): *Erste romantische Beziehungen bei Jugendlichen aus Ost- und Westdeutschland: Ein Vergleich der Prädiktoren von 1991 und 1996*. In: SILBEREISEN, R. K./ZINNECKER, J. (Hrsg.): *Entwicklung im sozialen Wandel*. Weinheim, Basel: Psychologie Verlags Union, S. 101–118
- VAN HEKKEN, S. M. J./SCHULZE, H.-J./DE MEY, L. (2000): *Vertraulichkeit in Freundschafts- und Liebesbeziehungen von Jungen und Mädchen*. In: HERLTH, A./ENGELBERT, A./MANSEL, J./PALENTIEN, C. (Hrsg.): *Spannungsfeld Familienkindheit. Neue Anforderungen, Risiken und Chancen*. Opladen: Leske + Budrich, S. 233–245
- VON SALISCH, M./SEIFFGE-KRENKE, I. (2008): *Entwicklung von Freundschaften und romantischen Beziehungen*. In: SILBEREISEN, R. K./HASSELHORN, M. (Hrsg.): *Entwicklungspsychologie des Jugendalters*. Göttingen: Hogrefe, S. 421–459
- WALPER, S. (1991): *Trennung der Eltern und neue Partnerschaft: Auswirkungen auf das Selbstkonzept und die Sozialentwicklung Jugendlicher*. In: *Schweizerische Zeitschrift für Psychologie* 50, S. 34–47
- WALPER, S./GUGLHÖR-RUDAN, A./THÖNNISSEN, C./WENDT, E.-V./BECKH, K. (2008): *Paarbeziehungen im Jugend- und Erwachsenenalter: Entwicklungsbedingte Besonderheiten und Einflüsse der Herkunftsfamilie*. In: FELDDHAUS, M./HUININK, J. (Hrsg.): *Neuere Entwicklungen in der Beziehungs- und Familienforschung. Vorstudien zum Beziehungs- und Familienentwicklungspanel (PAIRFAM)*. Würzburg: Ergon, S. 77–114
- WELSH, D. P./GRELO, C. M./HARPER, M. S. (2003): *When love hurts: Depression and adolescent romantic relationships*. In: FLORSHEIM, P. (Ed.): *Adolescent romantic relations and sexual behavior*. Mahwah: Lawrence Erlbaum Associates, S. 185–212
- WENDT, E.-V./WALPER, S. (2006): *Liebesbeziehungen im Jugendalter: Konsequenzen einer elterlichen Scheidung und die Transmission von Beziehungsqualitäten*. In: *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation* 26, S. 420–438
- WENDT, E.-V./WALPER, S. (2008): *Effects of attachment security, personality, and relationship quality on separation risks of young couples* The XIth EARA (European Association for Research on Adolescence). Turin (Italy)
- ZIMMER-GEMBECK, M./SIEBENBRUNER, J./COLLINS, W. A. (2001): *Diverse aspects of dating: associations with psychosocial functioning from early to middle adolescence*. In: *Journal of Adolescence*, 24, S. 313–336

Das Lebenspartnerschaftsgesetz: Volle Gleichstellung oder Stückwerk?

Dieser Beitrag schildert, wie und unter welchen kulturellen und politischen Bedingungen das Lebenspartnerschaftsgesetz entwickelt wurde, was dieses Gesetz regelt, welche Defizite bei der Gleichstellung homosexueller Lebensgemeinschaften weiterhin bestehen und wie die jetzige Gesetzeslage zu bewerten ist.

Gleichgeschlechtliche Partnerschaften haben viele Gesichter

I. Schwule Männer wollen im Alter versorgt sein

Detlev zählt sich zu der »68er-Bewegung« und ist seitdem politisch aktiv. Auf einer Demonstration in Berlin zur Abschaffung des Paragraphen 175 StGB lernt er seinen Freund Paul kennen, der bei diesem Anlass sein Coming-out als schwuler Mann hat. Beide Männer führen eine lange Liebesbeziehung und freuen sich sehr, als 2001 endlich das Lebenspartnerschaftsgesetz (LPartG) in Kraft tritt. Für ihre Lebenslage kommt das Gesetz jedoch noch nicht infrage, weil eingetragene Lebenspartner und -partnerinnen zunächst mehr Pflichten als Rechte erhalten.

Detlev ist Beamter und Paul arbeitet als Maurer in einem mittelständischen Betrieb. Je älter beide werden, desto mehr denken sie an die gegenseitige Versorgung im Alter. Als im Jahr 2008 der Berliner Senat den Familienzuschlag und die Hinterbliebenenversorgung für lesbische Beamtinnen und schwule Beamte regelt, gehen auch Detlev und Paul eine gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaft ein. Mit der Lebenspartnerschaft erfahren sie in ihrem beruflichen Umfeld, in der Nachbarschaft und bei ihren Eltern die lang ersehnte gesellschaftliche Anerkennung ihrer Liebesbeziehung. Ihr Wunsch nach einer vollständigen Gleichstellung mit Eheleuten, zum Beispiel auch bei der Einkommenssteuer, wird ihnen derzeit nicht erfüllt.

II. Binationale Lebenspartnerschaften gehören zu unserer interkulturellen Gesellschaft

Jürgen ist 32 Jahre alt und verbringt seit dem Jahr 1999 seine Ferien gern in Thailand. Schon auf seiner ersten Reise verliebte er sich in seinen Freund Trang. Zunächst pflegten sie einen intensiven Briefkontakt und Jürgen fährt häufig nach Asien, um seinen Freund wiederzusehen. Dabei entsteht bei beiden die Sehnsucht, einmal in Deutschland zu leben, und sie entschließen sich, eine eingetragene Lebenspartnerschaft einzugehen. Jedoch ist es nicht ganz einfach, die für eine »binationale Homo-Ehe« erforderlichen Unterlagen zu beschaffen. Trang muss zum Beispiel eine Ledigkeitsbescheinigung vorweisen. Sie gehen in Bayern zu einem Notar, weil dort die Zeremonie für die Eintragung einer Lebenspartnerschaft nicht auf einem Standesamt

möglich ist. Letztendlich bekommen sie eine Lebenspartnerschaftsurkunde, die Voraussetzung für Trangs Aufenthaltserlaubnis¹ ist. Sie schließen einen Ehevertrag ab, der eine Gütertrennung vorsieht.

Sieben Jahre danach verliebt sich Trang in einen jüngeren vietnamesischen Kollegen. Beide möchten zukünftig in Deutschland bleiben und eine Partnerschaft führen. Trang und Jürgen heben 2009 ihre Lebenspartnerschaft auf.

III. Stiefkindadoptionen sind in gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften möglich, eine gemeinsame Adoption ist jedoch ausgeschlossen

Petra war viele Jahre mit einem Mann verheiratet und hat aus dieser Ehe eine Tochter. Als sie Charlotte im Jahr 2000 kennenlernt, entdeckt Petra ihre gleichgeschlechtliche sexuelle Orientierung. 2005 wird die Stiefkindadoption in eingetragenen Lebensgemeinschaften vom Gesetzgeber geregelt, in diesem Jahr ziehen beide Frauen gemeinsam mit der Tochter auf einen Bauernhof. Charlotte könnte bei Gründung einer Lebenspartnerschaft die leibliche Tochter von Petra adoptieren, aber in dem Verfahren vor dem Vormundschaftsgericht ist der Vater nicht bereit, der Stiefkindadoption zuzustimmen. Petra und Charlotte wollen zukünftig gern in einer Regenbogenfamilie mit weiteren Kindern leben und als gleichberechtigte Erziehungsberechtigte gelten. Sie hoffen, dass in absehbarer Zeit das Adoptionsrecht novelliert wird und sie dann gemeinsam Kinder adoptieren dürfen.

Die Entwicklung des Lebenspartnerschaftsgesetzes

Seit Langem fordern Lesben und Schwule ihre Bürgerrechte ein, dazu gehört auch die Gleichstellung von gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaften mit der Ehe. 1992 machten mehr als 250 lesbische und schwule Paare bundesweit mit der Kampagne »Aktion Standesamt« auf die Diskriminierungen im Recht aufmerksam. Der Gesetzgeber fühlte sich aufgefordert, zu handeln. In der politischen

¹ §§ 27 Abs. 2, 28 Abs. 1 AufenthG

Diskussion schlug die Fraktion der Grünen vor, die Ehe für gleichgeschlechtliche Lebenspartner zu öffnen. Die CDU lehnte das mit dem Hinweis ab, die Ehe, die unter dem besonderen Schutz des Staates² steht, sei nur zwischen Mann und Frau möglich und stehe deshalb Lesben und Schwulen nicht offen.

Eine Arbeitsgruppe der Koalitionsparteien SPD und Die Grünen arbeitete einen Vorschlag aus und brachte im Sommer 2000 einen Gesetzentwurf in den Bundestag ein. Da der Bundesrat einigen Abschnitten zustimmen musste, anderen jedoch nicht, wurde der Entwurf nach den parlamentarischen Verhandlungen geteilt. Am 22. Februar 2001 wurde das »Gesetz zur Beendigung der Diskriminierung gleichgeschlechtlicher Gemeinschaften: Lebenspartnerschaften« im Bundesgesetzblatt³ verkündet. Der zustimmungspflichtige Teil des Gesetzentwurfes fand im Bundesrat keine Mehrheit. Die Länder Sachsen, Thüringen und Bayern leiteten ein Normenkontrollverfahren beim Bundesverfassungsgericht ein. Das Urteil⁴ wies das Begehren zurück. Danach besteht kein verfassungsmäßiger Zwang für eine Differenzierung zwischen Ehen und Lebenspartnerschaften. Letztere dürfen mit Ehen gleich-, aber nicht bessergestellt werden.

Mit dem LPartG begann die damalige Regierung aus SPD und Grünen den längst überfälligen Abbau der Diskriminierungen von Lesben und Schwulen im Strafrecht sowie im Zivil- und öffentlichen Recht. Anfang des Jahres 2005 trat das Gesetz zur Überarbeitung des Lebenspartnerschaftsrechts in Kraft. Durch diese Reform ist die Lebenspartnerschaft ganz dem familienrechtlichen Rechtsinstitut der Ehe angeglichen worden. Die wesentlichen Änderungen betrafen die Stiefkindadoption, das Verlöbnis, den Güterstand der Zugewinnungsgemeinschaft im Regelfall, die Unterhaltsvorschriften, den Versorgungsausgleich nach Aufhebung einer Lebenspartnerschaft und auch die Angleichung der Fristen bei einer Trennung. Mit dieser Entwicklung wurde auch die Versorgung der Hinterbliebenen, wie sie in der Rentenversicherung für Ehepaare geregelt ist, auf Lebenspartnerschaften übertragen.

Dies hatte weitere wichtige Rechtsfolgen. Drei Beispiele: Das Mietrecht wurde überarbeitet, sodass heute der überlebende Lebenspartner in der Mietwohnung bleiben darf. In die gesetzliche Unfallversicherung sowie in die Kranken- und Pflegeversicherung werden die Lebenspartner und -partnerinnen mit einbezogen. Im Zuwanderungsgesetz wurde das Nachzugsrecht für ausländische Lebenspartner und -partnerinnen einschließlich deren Arbeitsgenehmigung geregelt.

Was regelt das Lebenspartnerschaftsgesetz heute?

Das LPartG ermöglicht zwei Menschen gleichen Geschlechts in der Bundesrepublik Deutschland die Begründung einer Lebenspartnerschaft. Dabei ist die sexuelle Identität der Person unerheblich, es kommt auf die Gleichgeschlechtlichkeit an. Die Lebenspartnerschaft ist auf Lebenszeit angelegt

und wird in der Umgangssprache »Homo-Ehe« genannt, obwohl von einer vollständigen Gleichstellung mit der Ehe noch nicht die Rede sein kann. Eingetragene Lebenspartnerschaften sind wie Ehen gegenseitige »Einstehungs- und Verantwortungsgemeinschaften«. Die Beteiligten müssen volljährig sein. Dabei steht deutschen und nichtdeutschen Personen das Eingehen einer Lebenspartnerschaft gleichermaßen offen. Es ist nicht erforderlich, dass eine der beiden die deutsche Staatsangehörigkeit hat. Eine Eingetragene Lebenspartnerschaft kann auch von zwei Nichtdeutschen eingegangen werden. Beide Partner dürfen nicht verheiratet sein (»Ehehindernis«). Diese Bedingung ist besonders für ausländischen Partner und Partnerinnen schwierig nachzuweisen.

Die Gleichstellung der Lebenspartnerschaft mit der Ehe ist in den letzten Jahren weit fortgeschritten. Hier die wichtigsten Rechtsgrundlagen:

- Außer in Baden-Württemberg und Thüringen findet die Eintragung der Lebenspartnerschaft auf den Standesämtern statt.
- Im Zivilrecht ist die Lebenspartnerschaft, mit Ausnahme der Adoption, völlig der Ehe gleichgestellt. Lebenspartner und -partnerinnen gelten danach als Angehörige und genießen deren Privilegien. Das bedeutet etwa, dass sie ein Recht auf Zeugnisverweigerung haben.
- Lebenspartner können die leiblichen Kinder ihrer Partner oder Partnerin adoptieren (Stiefkindadoption). Im Verfahren muss jedoch u.a. der andere Elternteil der Adoption des Kindes zustimmen und zusätzlich die Stiefkindadoption dem Kindeswohl entsprechen.
- Die Aufhebung einer Eingetragenen Lebenspartnerschaft ist mit der Scheidung einer Ehe gleichgestellt. Lesben und Schwule, die in einer Lebensgemeinschaft leben, müssen vor Einreichung des Aufhebungsantrages mindestens zwölf Monate voneinander getrennt gelebt haben. Nach der Trennung gilt das Unterhaltsrecht, zum Beispiel der Versorgungsausgleich.
- Im Rahmen der betrieblichen Altersversorgung wurde die Hinterbliebenenversorgung der angestellten Lebenspartner mit Ehegatten gleichgestellt.⁵
- Im Zuwanderungsgesetz werden ausländische Lebenspartner/-partnerinnen mit geringen Ausnahmen wie Eheleute behandelt. Sie können ihren Lebenspartnern/-partnerinnen nach Deutschland folgen (»Nachzugsrecht«).
- Mit der Eintragung der Lebensgemeinschaft erlangen ausländische Lebenspartner und -partnerinnen ein Aufenthaltsrecht, das jeweils verlängert wird, solange die Lebenspartnerschaft besteht (BERLINER SENATSVERWALTUNG FÜR BILDUNG 2006). Nach drei Jahren ist Lebenspartnern und -partnerinnen von Deutschen eine Niederlassungserlaubnis (früher: unbefristete Aufenthaltserlaubnis) zu erteilen.

Wo bestehen noch Diskriminierungen?

Obwohl die Lebenspartnerschaft weitgehend der Ehe im bürgerlichen Recht gleichgestellt ist, gibt es noch gravierende Benachteiligungen für Lesben und Schwule. Dazu gehört die Frage, ob Lesben und Schwule gemeinsam ein Kind adoptieren können. Wenn auch in der Öffentlichkeit noch Vorurteile zum Adoptionsrecht für Lesben und Schwule existieren, besteht kein Grund für den Gesetzgeber, ihnen eine Gleichstellung auch in diesem Bereich zu verweigern. Eine Reform des Adoptionsrechts müsste sowohl Ehepartnern als auch

² Grundgesetz Artikel 6 I

³ BGBl. I S. 266

⁴ BVerfG, Urt. v. 17. 7. 2002 – 1 BvF 1 u. 2/01

⁵ Bundesarbeitsgericht, Urteil vom 29. 4. 2004 – 6 AZR 101/03 und vom 14. 1. 2009 – 3 AZR 20/07

Lebenspartnern die Möglichkeit geben, entweder als Paar oder auch als Einzelperson Kinder zu adoptieren. Alles andere ist Benachteiligung.

Die Gleichstellung von Lebenspartnerschaften im Steuerrecht ist noch längst nicht erreicht. Dies betrifft besonders die Einkommens-, aber auch die Erbschaftssteuer. Die im Ausland legitim geschlossenen gleichgeschlechtlichen Ehen werden in Deutschland nicht akzeptiert.

Im Beamtenrecht des Bundes und mancher Bundesländer werden Beamte in Eingetragener Lebenspartnerschaft gegenüber verheirateten noch immer benachteiligt. Obwohl verbeamtete Lebenspartner und -partnerinnen gleiche Pflichten wie verheiratete Beamte und Beamtinnen haben, bekommen sie keine Beihilfen, keinen Familienzuschlag und keine Hinterbliebenenversorgung. Der Europäische Gerichtshof entschied in seinem Urteil vom 1.4.2008⁶ (Fall Maruko), dass verpartnerten Beschäftigten aufgrund der Richtlinie 200/78/EG im Rahmen ihres Rechtes auf das Arbeitsentgelt eine Witwen-/Witwerrente zustehen kann. Die familien- und ehebezogenen Regelungen über Besoldung, Versorgung und Beihilfen müssten also auch für Lebenspartner und -partnerinnen gelten. Diesbezüglich sollte das Dienstrechtsneuordnungsgesetz dringend nachgebessert werden.

Die Gleichstellungspolitik der Bundesländer

Im Rahmen der Vereinigung der beiden deutschen Staaten wurden auch die Verfassungen der neuen Bundesländer und Berlins überarbeitet. Im Artikel 12 Absatz 2 der Verfassung von Berlin⁷ heißt es: »Andere auf Dauer angelegte Lebensgemeinschaften haben Anspruch auf Schutz vor Diskriminierungen.« Der Diskriminierungsschutz der sexuellen Identität ist mittlerweile in den Verfassungen der Länder Berlin, Brandenburg, Bremen, Mecklenburg-Vorpommern, Saarland und Thüringen geregelt.

Nachdem im Jahr 2001 das »Gesetz zur Beendigung der Diskriminierung gleichgeschlechtlicher Gemeinschaften: LPart« in Kraft trat, sind die Bundesländer verpflichtet, ihre Landesgesetze an das Bundesrecht anzupassen. Der Senat von Berlin erfüllte bereits im Oktober 2001 diese Aufgabe. Im »Gesetz zur Anpassung des Landesrechts auf Grund der Einführung der Eingetragenen Lebenspartnerschaften«⁸ wurde die Gleichstellung der Lebenspartnerschaft mit der Ehe für alle relevanten Landesgesetzen beschlossen. Es finden sich entsprechende Bestimmungen im Landesabgeordnetengesetz, im Laufbahngesetz und selbst im Landesjagdgesetz. In acht Bundesländern existieren erst Anpassungsgesetze.

Seit der Föderalismusreform 2006 liegt die Kompetenz für das Beamtenrecht bei den Ländern. Bisher wurde in wenigen Bundesländern die Möglichkeit genutzt, Lebenspartnerschaften in den Bereichen Hinterbliebenenversorgung und Familienzuschlag gleichzustellen. Somit existieren heute im Bereich des Beamtenbesoldungs- und -versorgungsrechts der Länder (dazu gehören auch Beihilfen, Sonderurlaub, Reise- und Umzugsvergütungen sowie Trennungsgelder) sehr unterschiedliche Grade der Gleichstellung für Lebenspartner und -partnerinnen.

Das EuGH-Urteil zum Fall Maruko⁹ veranlasste einige Bundesländer, auch die Gleichstellung bei der Hinterbliebenenversorgung in berufsständischen Versorgungswerken der freien Berufe (z.B. für Rechtsanwälte/-anwältinnen,

Ärzte/Ärztinnen, Zahnärzte/-ärztinnen, Architekten/Architektinnen) für Lebenspartnerschaften zu regeln.

Lebenspartnerschaftsgesetz – Stückwerk oder Privileg?

Die kurze Entwicklung des LPartG kann nicht ohne die politischen und historischen Veränderungen in Europa gesehen werden. Das Selbstbewusstsein und die Emanzipation der Lesben- und Schwulenbewegung wuchsen in den 1980er-Jahren stark an. Lesben und Schwule forderten Anfang der 1990er-Jahre im Rahmen der allgemeinen Bürgerrechtsbewegung die Gleichstellung von Ehen und Lebenspartnerschaften. Zunächst blieb die Ehe als Rechtsform Lesben und Schwulen jedoch verschlossen. Bis zu dieser Zeit konnten sich Lesben und Schwule nur durch Verträge oder Vollmachten absichern. Erst als in Dänemark die erste Möglichkeit einer staatlich anerkannten Lebensgemeinschaft für homosexuelle Menschen erstritten wurde, sah man auch in Deutschland eine Chance, ähnliche Forderungen an die Politik zu stellen und diese zu verwirklichen. Diese Initiativen führten in Deutschland zum LPartG. Parallel dazu vollzog sich ein gesellschaftlicher Wandel hin zu mehr und umfassenderer Akzeptanz lesbisch-schwuler Lebensweisen, dem eine breite Zustimmung zu den gesetzlichen Neuerungen folgte. Beide Entwicklungsstränge, die gesamtgesellschaftliche Entwicklung und das Erstarken bürgerrechtlicher Bewegung unter Lesben und Schwulen, sind aber nicht widerspruchsfrei:

Begrenztes Interesse an Eingetragenen Lebenspartnerschaften

Im Jahr 2008 gaben im Mikrozensus des deutschen Statistischen Bundesamts¹⁰ rund 68.000 gleichgeschlechtliche Paare an, in einem gemeinsamen Haushalt in einer Lebensgemeinschaft zusammenzuleben. Rund 15.000 dieser Paare (etwa 22%) hatten eine Lebenspartnerschaft geschlossen. Davon sind etwa zwei Drittel schwul. Auch wenn die Anzahl homosexuell lebender Menschen nur geschätzt werden kann, lassen diese Ergebnisse den Schluss zu, dass in Deutschland die »Homo-Ehe« bei Lesben und Schwulen auf begrenztes Interesse stößt.

Zur Erklärung bieten sich zwei Hypothesen an, die sich keineswegs ausschließen:

- Eine Lebenspartnerschaft bedeutet, die eigene Lebensform öffentlich zu machen. Dies ist für viele Lesben und Schwule möglicherweise ein riskanter Schritt. Benachteiligungen im Privaten, vor allem im beruflichen Umfeld sind wahrscheinlich. Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen katholischer Einrichtungen müssen mit Kündigungen rechnen, wenn sie eine Lebenspartnerschaft eingehen.
- Im Kampf um die Durchsetzung der »Homo-Ehe« gab es eine große Minderheit, die für sich jede Form von Formalisierung der persönlichen Beziehungen ablehnte und folglich auch nicht interessiert ist, eine Ehe oder

⁶ EuGH, Aktenzeichen C-267/06

⁷ GVB 51. Jahrgang Nr. 69 vom 23.11.1995

⁸ GVB 57. Jahrgang, Nr. 44 vom 20.10.2001

⁹ EuGH Urteil C-267/06 vom 1.4.2008, siehe Anmerkung 7

¹⁰ Pressemitteilung vom 16.9.2008

eheähnliche Gemeinschaft in Anspruch zu nehmen. Die angebotenen Regelungsmöglichkeiten passen oft nicht zu den gelebten Beziehungsmustern. Sie sind zu starr und nicht an die Erfordernisse und Bedürfnisse vieler Paare und Wahlverwandtschaften anpassbar. Die Vielfalt der Lebensweisen und Beziehungsformen findet im Recht keine Entsprechung. Diese Tendenz findet sich übrigens auch bei heterosexuellen Menschen und signalisiert eine große Distanz gegenüber rechtlichen Regelungen im privaten Bereich.

Fortdauernde Diskriminierung in manchen Bereichen

Mit zunehmender gesellschaftlicher Akzeptanz gegenüber lesbisch-schwulen Lebensweisen spielt die öffentliche Auseinandersetzung mit der Gewalt gegen Lesben und Schwule eine zunehmend größere Rolle. Homosexuellenfeindliche Angriffe werden nicht mehr verschwiegen. Dadurch wird in einer größeren Öffentlichkeit deutlich, dass die gewachsene Akzeptanz keineswegs alle gesellschaftlichen Bereiche durchdringt. Dies wird auch sichtbar an dem zum Teil zähen Ringen um einzelne gesetzlich festgeschriebene Diskriminierungen, wie zum Beispiel im Steuerrecht. Die gesellschaftlichen Gruppen, die die Akzeptanzentwicklung zurücknehmen wollen, sind nach wie vor mächtig.

Es sollte deutlich geworden sein: Die Gleichstellung von Lebenspartnerschaften mit der Ehe ist Teil einer Politik, die sich gegen Ausgrenzungen richtet und die Anerkennung der Menschenrechte für Lesben und Schwule fördern will. Diese Vervollständigung der Gleichstellung und -behandlung ist nicht durch Sonderregelungen für einen bestimmten Teil der Gesellschaft erreichbar. Sonderregelungen würden eine bestimmte Gesellschaftsgruppe aus bestimmten Gründen, die gerechtfertigt sein können, bevorzugen. Dies trifft jedoch im Fall der rechtlichen Gleichstellung für lesbische und schwule Lebenspartnerschaften nicht zu.

Eher könnte man das LPartG als Stückwerk bezeichnen, insofern der letzte Schritt, die Öffnung der Ehe mit allen ihren Rechten und Pflichten, unterbleibt.

Allerdings ist der Schritt, lesbische und schwule Lebenspartnerschaften zu legalisieren, nicht unterzubewerten. So unvollkommen die deutsche Lösung auch im Vergleich zu anderen europäischen und außereuropäischen Staaten¹¹ ist, sie beeinflusst die öffentliche Diskussion und die Entwicklung des Selbstbewusstseins in der lesbischen und schwulen Gemeinschaft stark: Lebenspartnerschaften treten als eine lesbische oder schwule Lebensform unwiderruflich in die Öffentlichkeit und stoßen dort die Diskussion um bestehende Diskriminierung an. Aus dieser Sicht kann das LPartG als ein wegweisendes Stückwerk bezeichnet werden.

Wegweisend ist das LPartG, weil dadurch die Anerkennung lesbischer und schwuler Lebensformen von Staats wegen vollzogen ist. Stückwerk ist es aber – und muss es wohl sein –, weil das LPartG das Bewusstsein der Gesellschaft und die Praxis nicht automatisch ändert. Die fortdauernde Diskriminierung von Lesben und Schwulen in vielen

Bereichen des Alltags macht das nur zu gut deutlich. Die Aufgabe der Akzeptanzförderung ist noch längst nicht abgeschlossen.

Es geht schließlich darum, dass Lesbisch- und Schwulsein als unverzichtbare Möglichkeit menschlicher Existenz anerkannt werden. Dafür müssen Lesben und Schwule sich selbst einsetzen, darin muss sich ihnen aber auch eine große Mehrheit dieser Gesellschaft anschließen. Der Abbau von Diskriminierungen ist ein Indiz für den Erfolg dieser Bemühungen. Die volle Gleichberechtigung wird erst erreicht sein, wenn das LPartG ergänzt wird und auch andere Gesetze, wie zum Beispiel das Allgemeine Gleichberechtigungsgesetz (AGG), den Schutz der sexuellen Identität gewähren.

Rechtliche Normen können zwar soziale Bewegungen stützen und fördern, sie können sie jedoch nicht ersetzen. Deshalb bleibt im Rahmen der Aufklärung noch viel zu tun, solange in der Gesellschaft nicht gleichgeschlechtliche Lebensweisen als selbstverständlich gelebt werden können.

Claus Nachtwey

¹¹ Norwegen, Niederlande, Belgien, Spanien, die US-Staaten Vermont, Massachusetts, Connecticut und Kanada haben die Ehe für Lesben und Schwule geöffnet.



Claus Nachtwey ist Diplom-Volkswirt und Betriebswirt. Er hat in Berlin 1990 das erste Referat »Gleichgeschlechtliche Lebensweisen« in einer öffentlichen Verwaltung mit aufgebaut. Seit dieser Zeit befasst er sich auch mit Gleichstellungsfragen für lesbische und schwule Partnerschaften in Gesetzen, Richtlinien und Verordnungen. Im Rahmen seiner Tätigkeit als Referent in der Antidiskriminierungsstelle des Landes Berlin ist er an Gesetzesreformen zur Gleichstellung der Eingetragenen Lebenspartner/-partnerinnen auf Bundes- und Landesebene beteiligt.

Kontakt:

Senatsverwaltung für Integration,
Arbeit und Soziales
Landesstelle für Gleichbehandlung –
gegen Diskriminierung
(Antidiskriminierungsstelle)
Telefon (030) 90 28 17 91
www.berlin.de/lb/ads/gglw

Literatur

- BERLINER SENATSVERWALTUNG FÜR BILDUNG (2006): Homo migrans. Zur Situation binationaler lesbischer und schwuler Partnerschaften (S. 9ff.)
- BRUNS, MANFRED/KEMPER, RAINER (2006): Lebenspartnerschaftsgesetz – Handkommentar, Baden-Baden, 2. Auflage
- BRUDERMÜLLER, Gerd (2007): Gesetz zur Beendigung der Diskriminierung gleichgeschlechtlicher Gemeinschaften: Lebenspartnerschaften. In: PALANDT, OTTO u.a.: Bürgerliches Gesetzbuch, 67. Auflage München: C.H.Beck, S. 2767
- KAISER, DAGMAR (2004): Gesetz über die Eingetragene Lebenspartnerschaft. In: WESTERMANN, HARM PETER (Hrsg.): Erman Bürgerliches Gesetzbuch, 11. Auflage – Münster, Köln: Aschendorff Rechtsverlag, Dr. Otto Schmidt

BROSCHÜREN

Klapperstorch

Der pro familia Ortsverband München hat eine Broschüre mit Buchtipps für Eltern und Kinder zu den Themen Freundschaft, Familie, Gefühlswelten und Sexualerziehung herausgegeben. Die empfohlenen und kommentierten Bücher richten sich an Kinder im Vorschul- und Grundschulalter sowie an Eltern und Pädagogen. Ein Schlagwortverzeichnis erleichtert die Suche nach passenden Titeln. Die 136-seitige Broschüre empfehlenswerter Kinder-, Bilder- und Aufklärungsbücher sowie Elternratgeber ist gegen eine Schutzgebühr von 1 Euro zuzüglich Porto zu beziehen.

Bestelladresse:

pro familia Ortsverband München e.V.
Türkenstraße 103
80799 München
Telefon (089) 33 00 84 20
muenchen@profamilia.de

Untenrum gesund!

Unter dem Titel »Untenrum gesund!« bietet der pro familia Landesverband NRW eine neue Informationsbroschüre zum Thema »urogenitale Gesundheitsvorsorge« an, die neben Sachinformationen Hinweise für die Präventionsarbeit enthält.

Die Broschüre kann für 4,50 Euro bestellt werden.

Bestelladresse:

pro familia Landesverband NRW
Postfach 130901
42036 Wuppertal
Telefon (0202) 24 56 510
Telefax (0202) 24 56 530
lv.nordrhein-westfalen@profamilia.de
www.profamilia.de/nordrhein-westfalen

Homophobie in der Einwanderungsgesellschaft

Die Landesstelle für Gleichbehandlung – gegen Diskriminierung (LADS) hat im April 2009 eine Broschüre mit dem Titel »Homophobie in der Einwanderungsgesellschaft« publiziert, in der verschiedene Positionen zu diesem Thema nachgelesen werden können.

Die Broschüre dokumentiert die Fachtagung »Gemeinsam für Anerkennung und Respekt« vom November 2008 in der Werkstatt der Kulturen in Berlin, bei der es darum ging, wie die Ausgrenzung von Lesben und Schwulen mit und ohne Migrationshintergrund verhindert werden kann. Verschiedene Ansätze zur Vermeidung von Homosexuellenfeindlichkeit werden erläutert, damit in einem sensiblen Prozess Homophobie in der deutschen Einwanderungsgesellschaft abgebaut werden kann.

Die Broschüre wird kostenlos abgegeben.

Bestelladresse:

Senatsverwaltung für Integration,
Arbeit und Soziales
Broschürenstelle
Oranienstraße 106
10969 Berlin
broschuerenstelle@senias.berlin.de
www.berlin.de/LADS

Schwangerschaft und Schwangerschaftsabbruch bei minderjährigen Frauen

In vierter, aktualisierter Auflage hat die BZgA im Mai 2009 ausgewählte Ergebnisse der o.g. Studie publiziert (s.a. Rubrik »Fachheftreihe« und *Forum* 2/2007). Themen der 12-seitigen Broschüre sind die Häufigkeit von Schwangerschaften minderjähriger Frauen, Einflüsse von Schulbildung und sozialem Milieu, Verhütung und Bekanntheitsgrad der »Pille danach«.

Bestelladresse:

BZgA
51101 Köln
Telefax (0221) 89 92 257
order@bzga.de
Best.-Nr. 13050300

ARBEITSHILFEN

Körperwissen und Verhütung

Die neue Präventionsmappe »Körperwissen und Verhütung« der BZgA wurde speziell für die Beratung von Migrantinnen und Migranten entwickelt.

Die Mappe enthält insgesamt über 100 Text- und Bildtafeln zu allen wichtigen Themen der Sexualpädagogik und Familienplanung wie Körperwissen, Sexualität, Verhütung, Schwangerschaft und Geburt. Sie informiert junge Menschen, erwachsene Frauen und Männer gleichermaßen. Da es sich bei der Zielgruppe der Migranten um eine sehr heterogene Gruppe handelt, ist auf eine einfache, gut verständliche Sprache und zurückhaltende, sensible Bebilderung geachtet worden. In der praktischen Beratung funktioniert die Mappe als Aufsteller, indem auf der Seite der Beratenden Textinformationen und auf der Seite der Klientinnen und Klienten Bildinformationen stehen.

Diese Arbeitshilfe soll Ärztinnen und Ärzte, Beratende, Lehrkräfte, pädagogisch Tätige und Hebammen für die kulturellen Besonderheiten und Belange von Menschen mit Migrationshintergrund sensibilisieren; zudem gibt sie die Gewissheit, korrekte Informationen weitergegeben zu haben.

Ein Pretest, bei dem Expertinnen und Experten aus unterschiedlichen Arbeitsbereichen die Mappe mit etwa 300 Menschen erprobt haben, ergab eine ausgesprochen positive Bewertung dieses neuen Aufklärungsangebots.

Die Präventionsmappe »Körperwissen und Verhütung« steht zum

Download unter www.sexualaufklaerung.de/praeventionsmappe.

Sie ist zum Preis von 20,- Euro (einschließlich Versandkosten) zu beziehen.

Bestelladresse:

BZgA
51101 Köln
Telefax (0221) 89 92 257
order@bzga.de
Best.-Nr. 13070000

PLAKATE

Verhütung im Überblick

Das mehrfarbige Plakat der BZgA im DIN-A2-Format, das in Wort und Bild über gängige Verhütungsmittel und die Pille danach informiert, liegt jetzt in überarbeiteter Fassung vor. Es ist vor allem für gynäkologische Praxen und Beratungsstellen gedacht und kann kostenlos bestellt werden.

Bestelladresse:

BZgA
51101 Köln
Telefax (0221) 89 92 257
order@bzga.de
Best.-Nr. 13062000

Plakatkampagne des LSVD Nordrhein-Westfalen

»Ümit ist schwul, Aleksej ist schwul, Kai auch!« »Ayse ist lesbisch, Nadija ist lesbisch, Vera auch!«

Unter diesen Titeln (jeweils in Deutsch, Türkisch und Russisch) steht die Kampagne des Lesben- und Schwulenverbandes, Landesverband Nordrhein-Westfalen e.V., die für die Integration und Akzeptanz schwuler und lesbischer Jugendlicher mit Migrationshintergrund wirbt.

Die Kampagne spricht gezielt Jugendliche mit Migrationshintergrund an und soll u.a. Mut machen, sich in Selbsthilfegruppen zu organisieren.

Die Plakate sind vor allem für den öffentlichen Raum, Behörden, Ausländerämter, Schulen sowie Kultur- und Integrationsvereine gedacht.

Sie sind unter folgenden Links aufrufbar:

http://www.nrw.lsvd.de/downloads/2009/plakate_klein.pdf (DIN A4)
http://www.nrw.lsvd.de/downloads/2009/plakate_gross.pdf (DIN A3)

Kontakt:

LSVD Lesben- und Schwulenverband
Landesverband Nordrhein-Westfalen e.V.
Pipinstraße 7
50667 Köln
nrw@lsvd.de
www.nrw.lsvd.de
Telefon (0171) 38 46 132

FACHHEFTREIHE

Schwangerschaft und Schwangerschaftsabbruch bei minderjährigen Frauen

In der Fachheftreihe »Forschung und Praxis der Sexualaufklärung und Familienplanung« der BZgA ist im März 2009 die Studie »Schwangerschaft und Schwangerschaftsabbruch bei minderjährigen Frauen« erschienen. Sie ist Ergebnis eines vom Bundesverband der pro familia initiierten und von der BZgA geförderten Forschungsprojekts. Ein Forschungsteam des Instituts für Sexualforschung und Forensische Psychiatrie der Universität Hamburg führte die Erhebungen in Zusammenarbeit mit Beratungsstellen der pro familia durch.

Untersucht wurden neben dem Verhütungsverhalten minderjähriger Schwangerer und den Gründen für das Scheitern der Verhütung auch die sozialen Lebensverhältnisse sowie die Ressourcen und Strategien der jungen Frauen zur Bewältigung des Schwangerschaftskonflikts. Zur Überprüfung der erzielten Ergebnisse erfolgte eine zusätzliche Erhebung in Beratungsstellen des Diakonischen Werks der evangelischen Kirche in Deutschland.

Durch den direkten Kontakt zur Zielgruppe kommen die Betroffenen selbst zu Wort. Auch deshalb bietet das Fachheft vor allem für das Arbeitsfeld Beratung wertvolle Anregungen. Die Publikation steht als pdf-Datei (www.sexualaufklaerung.de) zur Verfügung. Die Printversion kostet 11 Euro Schutzgebühr.

Bestelladresse:

BZgA
51101 Köln
Telefax (0221) 89 92 257
order@bzga.de
Best.-Nr. 13300032

ZEITSCHRIFTEN

Queer! Wie geht nicht heteronormative Mädchenarbeit?

Geht die Mädchenarbeit bewusst oder unbewusst vom Bild des heterosexuellen Mädchens aus? Wie leben lesbische Mädchen und wie kann Mädchenarbeit gleichermaßen Raum für eine Bezugnahme auf heterosexuelle und homosexuelle Lebens- und Beziehungsentwürfe schaffen?

Die Auswertung von 20 Jahrgängen der Fachzeitschrift *Betrifft Mädchen* hat gezeigt, dass lesbische Mädchen bisher nicht als Themenschwerpunkt der Zeitschrift vorkamen.

Diese Lücke schließt das Heft »Queer! Wie geht nicht heteronormative Mädchenarbeit?« (Ausgabe 2/2009) der LAG Mädchenarbeit in NRW e.V.

Heft 3/2009 der *Betrifft Mädchen* ist am 1. Juli 2009 zum Schwerpunkt »Kein Thema!? Sexuelle Gewalt gegen Mädchen« erschienen.

Beide Ausgaben können für 6,50 Euro zzgl. Porto beim Juventa Verlag bestellt werden.

Bestelladresse:

Juventa Verlag
Frau Steinmetz
Telefon (06201) 90 20 25
steinmetz@juventa.de
www.juventa.de
lag@maedchenarbeit-nrw.de
www.maedchenarbeit-nrw.de

BÜCHER

Wild Life

Während eine feste Beziehung auf Vertrautheit und Sicherheit basiert, braucht Erotik Freiraum und Spontaneität. Welche Ansprüche bestehen in Bezug auf moderne Partnerschaften, welche Konflikte resultieren aus ihnen und vor allem: Welche Möglichkeiten haben Paare, Leidenschaft auch in langjährigen Beziehungen lebendig zu halten?

Die New Yorker Psychotherapeutin Esther Perel, Autorin dieses FORUM, zeigt in ihrem Buch anhand vieler Fallbeispiele, wie Menschen jenseits konventioneller Vorstellungen von »gutem Sex« auf vielen Wegen zu ihrer ganz persönlichen Form von Erotik finden können. Dabei geht es um Fantasie und die Erkenntnis, dass Unbe-

ständigkeit womöglich die einzige Konstante im Leben ist. »Ungewissheit zuzulassen erfordert manchmal nicht mehr als die Preisgabe der Illusion von Sicherheit« ist einer der Schlüsselsätze Perels: Gerade hieraus können unerwartete Sichtweisen auf den Partner/die Partnerin und eine spielerische Sexualität erwachsen.

»Wild Life. Die Rückkehr der Erotik in die Liebe« ist 2006 im Pendo Verlag erschienen und kostet 19,90 Euro.

Bezug:

Im Buchhandel

Sexuelle Selbstbestimmung als Menschenrecht

Geschlechtliche Identität und sexuelle Selbstbestimmung werden als Themen zunehmend im Menschenrechtsdiskurs sichtbar, stoßen aber nach wie vor auf Widerstand. Erfahrungen internationaler Menschenrechtsorganisationen belegen, dass zahlreiche Rechte von Menschen, die etwa der geschlechtlichen oder sexuellen Norm nicht entsprechen oder die in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften leben, weltweit verletzt werden. Gleichwohl zeigt die Praxis internationaler Institutionen des Menschenrechtsschutzes auf der europäischen Ebene und bei den Vereinten Nationen, welche menschenrechtlichen Schutzstandards sich bis heute entwickelt haben.

Der Sammelband »Sexuelle Selbstbestimmung als Menschenrecht« beschäftigt sich sowohl mit den menschenrechtlichen Grundlagen sexueller Selbstbestimmungsrechte als auch mit den Perspektiven unterschiedlicher Betroffenenengruppen.

Er wurde vom Deutschen Institut für Menschenrechte im Nomos Verlag herausgegeben und kostet 49 Euro.

Bezug:

Im Buchhandel

INTERNET

www.bzga-whocc.de

Auf ihrer Website www.bzga-whocc.de informiert die BZgA über die Arbeit des WHO-Kollaborationszentrums für sexuelle und reproduktive Gesundheit.

Bereits seit 2003 ist die BZgA Kooperationspartnerin des WHO-Regionalbüros für Europa im Bereich der Sexualaufklärung und Familienplanung.

In dieser Funktion stellt sie ihre Expertise bereit und trägt so zu einer besseren Förderung von sexueller und reproduktiver Gesundheit in der europäischen Region bei.

Die Website vermittelt Einblicke in Konzepte und Praxisbereiche der nationalen und internationalen Arbeit der BZgA. Sie informiert über theoretische Hintergründe sowie konkrete Projekte und liefert so einen wichtigen Beitrag zur besseren Vernetzung unter europäischen Expertinnen und Experten im Bereich der sexuellen und reproduktiven Gesundheit. Darüber hinaus bietet die Website einen Überblick über Strategien und Positionen des WHO-Regionalbüros für Europa.

www.geilezeit.dortmund.de

Die Kampagne »geilezeit«, die das Jugendamt Dortmund in Zusammenarbeit mit dem Institut für Sexualpädagogik (isp) durchführt, hat nach einer längeren Entwicklungsphase nun ihre Kampagnen-Website veröffentlicht. Die Homepage zum Thema »Freundschaft, Liebe und Sexualität« richtet sich vor allem an Jugendliche und bietet vielfältige Informationen, insbesondere für die Zielgruppe der 12- bis 16-Jährigen sowie für Multiplikatorinnen und Multiplikatoren. Hier finden Interessierte übersichtlich und schnell, nach Stichworten geordnet, alle Inhalte rund um das Thema, Projektpräsentationen und die Möglichkeit zum fachlichen Austausch.

www.bundesstiftung-mutter-und-kind.de

Die Bundesstiftung »Mutter und Kind – Schutz des ungeborenen Lebens« hat ihren Internetauftritt aktualisiert. Das Portal informiert über die Hilfen der Bundesstiftung für Schwangere in Notlagen sowie über deren Ziele, Struktur und die Antragsvoraussetzungen. Es ist mit dem Online-Angebot der BZgA schwanger-info.de verlinkt.

Schwangere können unter anderem über eine Postleitzahlensuche die ihrem Wohnsitz nächstgelegene Schwangerschaftsberatungsstelle finden, die Bundesstiftungsmittel an Schwangere in Not vergibt.

FORTBILDUNGEN

Das Drama der Untreue – Affären in der Paartherapie

Das Institut für Systemische Impulse und Ausbildung (isiberlin) bietet einen von Esther Perel gemeinsam mit dem Paar- und Sexualtherapeuten Ulrich Clement geleiteten Workshop zum Thema »Affären in der Paartherapie« an, der vom 5. bis 6. November in Berlin stattfinden wird.

Inhalt dieses Workshops ist die therapeutische Behandlung von aktuellen und vergangenen, realen und fantasierten Nebenbeziehungen. Anhand von Fallbeispielen und Rollenspielen werden den Teilnehmern und Teilnehmerinnen hilfreiche Haltungen und nützliche Interventionen vermittelt.

Zielgruppe sind Personen, die in Therapie und Beratung tätig sind sowie Interessierte an systemisch-lösungsorientierten Weiterbildungen.

Kontakt:

isiberlin
Kopenhagener Straße 68
10437 Berlin
Telefon (030) 44 96 292
Telefax (030) 44 96 293
info@isiberlin.de
www.isiberlin.de

Weiterbildung Sexualität und Behinderung

Bereits im fünften Durchgang bietet das Institut für Sexualpädagogik (isp) ab Januar 2010 eine Qualifizierung zur Sexualpädagogin/zum Sexualpädagogen für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Behindertenhilfe an. Die einjährige Weiterbildung umfasst sieben Seminarblöcke. Im Mittelpunkt der Seminareinheiten steht die Reflexion der Praxisbezüge der Teilnehmenden. Um den praktischen Nutzen zu erhöhen, ist neben der Selbstreflexion und der fachtheoretischen Fundierung die Vermittlung methodisch-didaktischer Kompetenzen integraler Bestandteil der einzelnen Seminare.

Kontakt:

Institut für Sexualpädagogik (isp)
Huckarder Straße 12
44147 Dortmund
Telefon (0231) 14 44 22
Telefax (0231) 16 11 10
mail@isp-dortmund.de
www.isp-dortmund.de

Sexualpädagogische Weiterbildung

Das isp bietet seit 1989 jährlich eine sexualpädagogische Weiterbildung an. Sie richtet sich an haupt- und ehrenamtlich in Präventions- und Bildungsarbeit, Beratung, Erziehung oder in der Pflege tätige Personen, die sich für den alltäglichen Umgang mit Sexualität in ihren Institutionen und für geplante sexualpädagogische Arbeit mit bestimmten Zielgruppen qualifizieren möchten.

Die neunteilige Weiterbildung schließt mit einem Kolloquium inklusive einer Prüfung ab. Nach erfolgreichem Abschluss können die Absolventinnen und Absolventen der Weiterbildung die Bezeichnung »Sexualpädagogin/Sexualpädagoge (isp)« führen.

Sie erfüllen auch die Anforderung der Gesellschaft für Sexualpädagogik (gsp) an Unterrichtsstunden im Hinblick auf die sexualpädagogische Qualifizierung, um das Qualitätssiegel der gsp beantragen zu können.

Start der neuen Weiterbildungsreihe ist am 28. Mai 2010 in Schwerte, NRW.

Kontakt:

Institut für Sexualpädagogik (isp)
Huckarder Straße 12
44147 Dortmund
Telefon (0231) 14 44 22
Telefax (0231) 16 11 10
mail@isp-dortmund.de
www.isp-dortmund.de

Qualitätssiegel in der Sexualpädagogik

Die Gesellschaft für Sexualpädagogik (gsp) vergibt seit dem 1. Januar 2008 ein Qualitätssiegel an sexualpädagogisch Tätige.

Ziel ist es, die Qualität der sexualpädagogischen Arbeit in Deutschland zu verbessern beziehungsweise zu sichern und so wesentlich zur Professionalisierung der Sexualpädagogik beizutragen. Mit der Einführung ihres Siegels ist die gsp auch im europäischen Kontext wegweisend auf dem Gebiet der Qualitätssicherung in der Sexualpädagogik.

Für die Träger oder Auftraggeber von sexualpädagogischer Arbeit bedeutet dies größere Sicherheit und mehr Qualität bei den Angeboten.

Der Siegelvergabe liegen definierte Standards für Ausbildung und Praxiserfahrung zugrunde. Sowohl Angestellte als auch freiberuflich Tätige

können sich durch das Qualitätssiegel in Zukunft als Fachpersonal besser ausweisen.

Mit der Vergabe des Siegels ist die Berechtigung verbunden, die Bezeichnung »Sexualpädagogin (gsp)« beziehungsweise »Sexualpädagoge (gsp)« hinter dem Namen zu führen.

Kontakt:

Gesellschaft für Sexualpädagogik e.V.
c/o Universität Kiel
Institut für Pädagogik
Prof. Dr. Uwe Sielert
Olshausenstraße 75
24118 Kiel
Telefon (0431) 88 01 21 3
Buero@gsp-ev.de
www.gsp-ev.de

»Ich dachte, sie wollte das« – sexuelle Gewalt unter Teenagern

Am 3. Dezember 2009 veranstaltet der Frauennotruf Lübeck eine Fortbildungsveranstaltung, bei der der Blick auf die geschlechterbezogene Dimension sexueller Gewalt unter Jugendlichen gerichtet werden soll, der bislang in der Fachdiskussion wenig Beachtung geschenkt wurde. »Als Trauma- und Opferschutzberatungsstelle sind wir im Rahmen der Beratungsarbeit zunehmend mit jungen Frauen konfrontiert, die Opfer sexueller Gewalttaten wurden« heißt es dazu im Preetext.

»Wir haben den Eindruck gewonnen, dass das Ausmaß der Gewalt unter Teenagern unterschätzt wird und die Auswirkungen nicht gesehen werden.«

Häufig rufen sexuelle Übergriffe Hilflosigkeit hervor, insbesondere wenn Täter und Opfer in derselben Einrichtung leben oder ausgebildet werden. Welche Ansprache, welche Hilfe braucht das Mädchen? Muss Anzeige erstattet werden? Was soll mit den beschuldigten Jungen geschehen? Wie kann sexuelle Gewalt verhindert werden?

Kontakt:

www.frauennotruf-luebeck.de
kontakt@frauennotruf-luebeck.de
Telefon (0451) 70 46 40

PROJEKTE

Aufklärung zu lesbisch-schwulen Lebensweisen

KomBi, die Berliner Bildungseinrichtung zu Diversity, Gender und sexueller Identität, bietet Aufklärungs- und In-

formationsveranstaltungen für Kinder und Jugendliche zu lesbisch-schwulen Lebensweisen an. Die Projekte für den schulischen und außerschulischen Bereich behandeln Geschlechterrollen und sexuelle Identität, gleichgeschlechtliche Liebe im interkulturellen Vergleich, sensibilisieren für Ausgrenzungsmechanismen und vor allem werden die Fragen der Kinder und Jugendlichen kompetent und authentisch beantwortet.

Unter dem Titel »Sechs mal Vielfalt – was Vielfalt bedeutet und wie sie geschützt wird« steht im Internet eine Unterrichtssequenz zur Vorbereitung eines Schulprojektes mit KomBi zur Verfügung (www.kombi-berlin/05-vielfalt.pdf).

Kontakt:

KomBi
Kommunikation und Bildung
im Kommunikations- und
Beratungszentrum homosexueller
Frauen und Männer e.V. (KBZ e.V.)
Kluckstraße 11
10785 Berlin
Telefon (030) 21 53 742
Telefax (030) 26 55 66 34
info@kombi-berlin.de
www.kombi-berlin.de

Kondomführerschein

Verschiedene Einrichtungen haben in der Vergangenheit den »Kondomführerschein« als eine Möglichkeit entdeckt, um mit Jugendlichen zum Thema Kondom zu arbeiten. Wie beim Kfz-Führerschein wird nach einer Schulung eine Theorie- und Praxisprüfung durchgeführt, nach deren erfolgreichem Abschluss ein Kondomführerschein verliehen wird. Die LAG-Jungenarbeit bietet Materialien zur Durchführung dieser Methode jetzt als käufliches Set an. Das »Starter kit Kondomführerschein« kostet 75 Euro inklusive Versandkosten.

Kontakt:

Fachstelle Jungenarbeit
NRW/Landesarbeitsgemeinschaft
Jungenarbeit e.V. NRW
Sandro Dell'Anna
c/o Union Gewerbehof
Huckarder Straße 12
44147 Dortmund
Telefon (0231) 53 42 17 4
info@lagjungenarbeit.de
www.lagjungenarbeit.de

Berichte

- 3 Sozialgeschichte von Partnerschaften und das World Wide Web
Tilmann Walter

- 8 Liebe per Mausclick?
Chancen und Risiken der Partnerwahl im Internet
Nicola Döring

- 15 Beziehungsdauer und Leidenschaft
Gunter Schmidt, Silja Matthiesen

- 19 Wenn die Dreisamkeit die Zweisamkeit bedroht: Bedeutet Elternschaft zwangsläufig das Ende für die romantische Liebe?
Esther Perel

- 25 Männer heute: Geschlechteridentitäten und Verhaltensmuster. Zentrale Ergebnisse einer Repräsentativbefragung
Marc Calmbach, Carsten Wippermann, Katja Wippermann

- 29 Was hält Paare zusammen?
Liebe und Partnerschaft aus therapeutischer Sicht
Astrid Riehl-Emde

- 34 Miteinander gehen – Paarbeziehungen Jugendlicher
Melanie Größ, Eva-Verena Wendt

- 38 Das Lebenspartnerschaftsgesetz: Volle Gleichstellung oder Stückwerk?
Claus Nachtwey

Infothek

- 43 Broschüren, Plakate, Fachheftreihe, Zeitschriften, Bücher, Internet, Fortbildungen, Projekte

FORUM Sexualaufklärung und Familienplanung

Eine Schriftenreihe der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA), Abteilung Sexualaufklärung, Verhütung und Familienplanung, Ostmerheimer Straße 220, 51109 Köln

www.forum.sexualaufklaerung.de

Die Deutsche Bibliothek – CIP Einheitsaufnahme
Forum Sexualaufklärung: Informationsdienst der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung/BZgA
Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, Abteilung Sexualaufklärung, Verhütung und Familienplanung – Köln: BZgA
Erscheint jährlich dreimal.
Aufnahme nach 1996,1
ISSN 1431-4282

Konzeption:
Abteilung Sexualaufklärung, Verhütung und Familienplanung
Verantwortlich:
Monika Hünert
Text und Redaktion:
Heike Lauer, Frankfurt
Layout und Satz:
Dietmar Burger, Berlin
Druck: Engelhardt, Neunkirchen
Auflage: 1.14.10.09

FORUM Sexualaufklärung und Familienplanung 2–2009 ist kostenlos erhältlich unter der Bestelladresse
BZgA, 51101 Köln
Best.-Nr. 13329212
order@bzga.de
Alle Rechte vorbehalten.
Namentlich gekennzeichnete oder mit einem Kürzel versehene Artikel geben nicht in jedem Fall die Meinung der Herausgeberin wieder.
Diese Zeitschrift wird von der BZgA kostenlos abgegeben. Sie ist nicht zum Weiterverkauf durch die Empfängerin/den Empfänger oder Dritte bestimmt.

